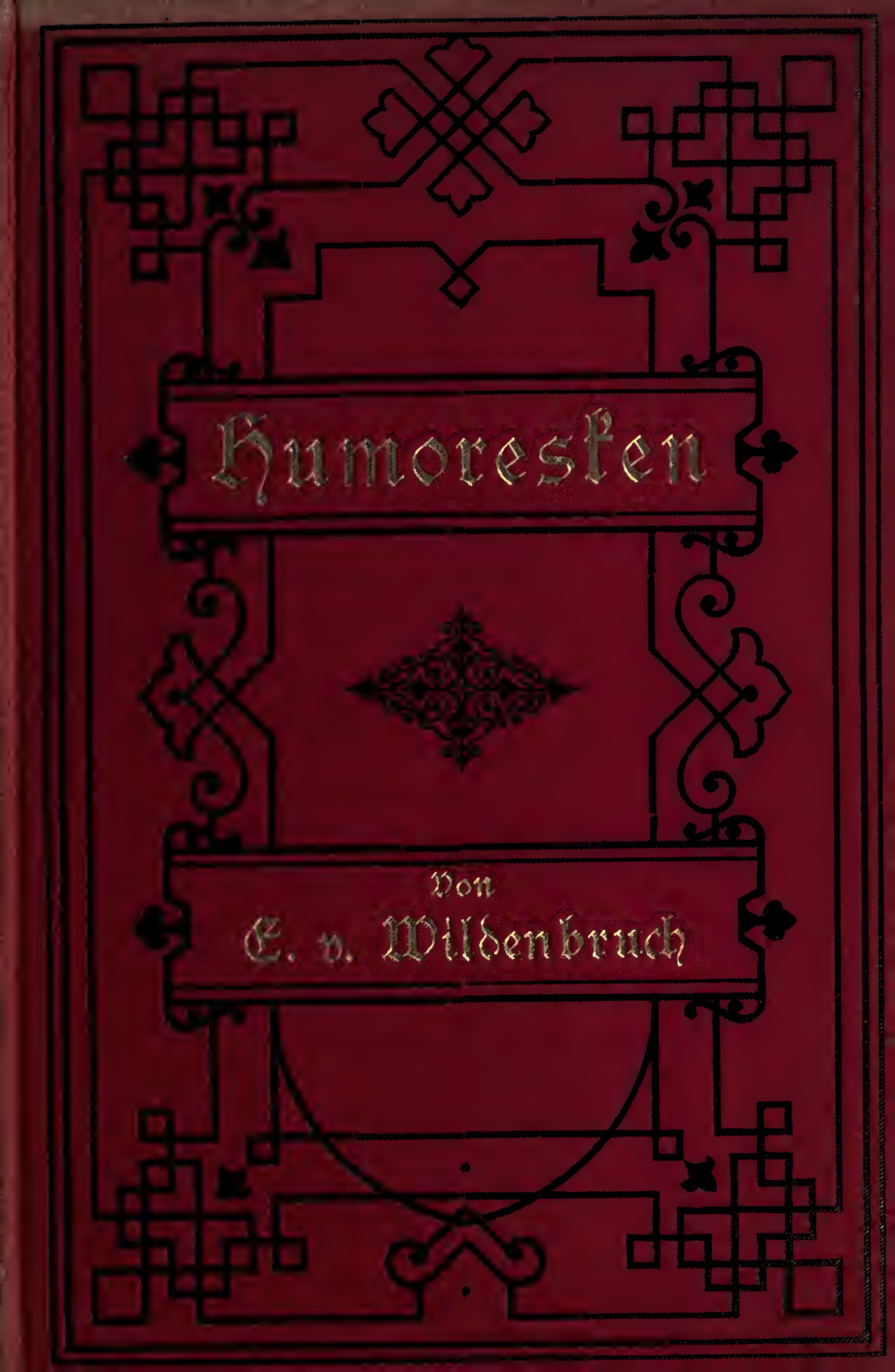

Humoresken
Von
E. v. Wildenbruch







Humoresken.





Humoresken

und

Anderes

von

Ernst von Wildenbruch.

Zehnte vermehrte Auflage.

Berlin, 1894.

Verlag von Freund & Jeckel.

(Carl Freund.)

Gedruckt bei Robert Schroth in Berlin S.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Das Märchen von den zwei Rosen 1

Vergnügen auf dem Lande 35

Mein Onkel aus Pommern 99

Schlaflose Nacht 125

Das wilde Hausthier 139

Mein nervöser Onkel 169

Ein Opfer des Berufs 195





Das Märchen von den zwei Rosen.







Vor den Thoren einer großen Stadt, in welcher viele Menschen lebten, reiche und arme, wohnte ein Gärtner, der einen großen herrlichen Rosengarten besaß. Da wuchsen Rosen von allen Farben und allen Arten, denn der Gärtner verstand sein Handwerk; er zog die Rosen mit vieler Kunst auf und hegte und pflegte sie mit aller Sorgfalt, nicht aus Liebe zu den Blumen selbst, sondern um des Verdienstes willen, denn er verkaufte die Rosen an die Leute in der Stadt.

Und sein Fleiß trug reichliche Früchte, denn die Menschen kamen in großer Zahl und kauften seine Rosen und pflanzten sie in ihre Gärten und schmückten damit ihre Zimmer — freilich nur die Reichen; denn der Gärtner forderte viel Geld für seine Blumen, und das konnten die Armen nicht bezahlen.

Einstmals nun, als die Sonne ihren lieben Sohn, den Sommer, wieder an der Hand dahergeführt hatte, damit er auf der Erde spazieren ginge und Alles mit Freude erfüllte, da waren mitten im Garten zwei Rosen aufgeblüht, schöner als alle, die sonst im Garten waren.

Jede der beiden wuchs an einem besonderen Stock, aber die Stöcke standen in einem und demselben Beete so nah' zusammen, daß wenn die Rosen ihre Häupter ein wenig neigten, sie einander beinahe berührten.

Daher kam es, daß die beiden Rosen innig befreundet wurden; sie nannten sich „Du", und obschon sie nicht ganz gleich von Angesicht waren — denn die eine hatte zarte gelbliche Blätter mit röthlichem Kelch, die andere war schneeweiß von außen bis in das Herz — obschon sie also verschiedener Abstammung waren, betrachteten sie sich dennoch als Schwestern und vertrauten sich gegenseitig alle ihre Geheimnisse an. Und wenn sie das thaten, dann ging ein so süßer Duft von ihren Lippen, daß der Garten rings-umher in lauter Wohlgeruch schwamm, und ihr Gekose war so lieblich anzusehen, daß die kleinen Käfer, die geschäftig über die Erde liefen, stehen blieben und sich anstießen und sagten: „Seht, da erzählen sich die Rosen wieder etwas; was mag es wohl sein?"

Das aber, worüber die Rosen sich unterhielten, war ihre Zukunft; denn da sie noch ganz jung waren, hatten sie noch keine Vergangenheit und konnten davon nicht sprechen; über ihre Zukunft aber sprachen sie um so lieber und um so mehr, denn sie bestand aus lauter köstlichen Träumen.

Daß sie die schönsten im Garten waren, das hatten sie wohl erfahren, denn das erkannten sie jeden Tag aus den leuchtenden Blicken, mit denen der Gärtner sie ansah, das hörten sie aus dem Munde vorübergehender Besucher und das empfanden sie jeden Morgen, wenn der Morgen-wind in den Garten gehuscht kam, die Nacht ausfegte und

den Rosen ringsumher auf die Köpfchen tupfte, so daß sie sich neigten und beugten. Das war dann immer wie eine Huldigung, welche der Garten ihnen beiden dar-brachte.

Da erklärt es sich nun, daß die beiden Rosen, obschon sie im Grunde des Herzens gut und gütig waren, wie Rosen es sind, ein wenig stolz wurden und große An-forderungen an ihr zukünftiges Schicksal stellten.

Nur ein König konnte es sein, oder ein Fürst oder wenigstens ein ungeheuer reicher Mann, der sie dereinst kaufen und heimführen würde, darüber waren sie einig, und ihre einzige Sorge bestand darin, daß man sie alsdann trennen und die eine hierin bringen möchte, die andere dahin. Das war ihr Kummer, da sie sich so liebgewonnen hatten, und wenn der Gedanke ihnen kam, dann weinten die Rosen, jede eine einzige große Thräne, und die lag dann, wenn es Tag wurde, wie ein leuchtender Tropfen in ihrem Kelche, und das war wieder gar lieblich anzusehen. Ja, es war so schön, daß der Morgenwind, der doch weit im Lande herumkam und daher ein Kenner der Blumen-schönheit war, alsdann voll Staunen vor ihnen stehen blieb und seine Reverenz machte und sagte: „Der echten Schönheit kleidet Alles schön, sogar der Schmerz." Und dann nickten ihm die Rosenschwestern freundlich zu und sagten: „Ach, was sind Sie für ein reizender junger Mann, lieber Herr Morgenwind, daß Sie schon am frühen Morgen so geist-reich sein können." Und dann fühlte sich der Morgenwind sehr geschmeichelt und nahm seine rothen Frackschöße auf und flog weiter.

So gingen die Tage dahin, und es waren bereits viele, viele Besucher und Käufer in den Garten gekommen, nur für die beiden Rosen hatte sich noch keiner gefunden, denn es war, als ob alle im Stillen wüßten, daß die zu etwas Besonderem bestimmt wären. Aber da geschah es an einem schönen Sommer-Nachmittage, als es schon gegen Abend ging, daß ein prächtiger offener Wagen dahergerollt kam und vor der Gartenthür anhielt. Die beiden Rosen konnten den breiten Gartenweg hinunter gerade durch das Gitterthor hindurchschauen, und als sie den Wagen vor demselben erblickten, zuckte es ihnen durch das Herz, als ahnten sie, daß das etwas zu bedeuten hätte, und sie lehnten die Wangen aneinander und flüsterten sich ganz leise ihre Gedanken zu. Auf dem Bock des Wagens saß der Kutscher und neben ihm ein Diener, und beide hatten Röcke und Hüte mit breiten goldenen Tressen, und weil die Rosen noch so unerfahren in der Welt waren, so meinten sie, die beiden auf dem Bocke, das wären die Hauptpersonen. Aber da kam ein Marienkäferchen, das sich viel in herrschaftlichen Häusern bewegt und einmal sogar auf der Hand einer wirklichen Prinzessin gesessen hatte, durch die Luft dahergesegelt, und als es hörte, was die Rosen sprachen, sagte es: „Nicht doch; die auf dem Bocke sind ja nur die Diener; die im Wagen drin sitzen, auf die müßt Ihr hinschauen.“

Da machten nun die Rosen die Augen weit auf, aber die im Wagen gefielen ihnen gar nicht sehr gut; denn das eine war eine Dame, die gar nicht mehr jung und auch gar nicht hübsch war, und das andere ein Herr, der

zwar einen stattlichen schwarzen Bart, aber keinen Platz im Gesicht hatte, den schönen Bart unterzubringen.

Wie aber die Rosen ihre Bemerkungen darüber austauschten, fing das Marienkäferchen wieder an und sagte: „Ihr versteht doch aber auch gar nichts von der Welt, Ihr Beiden; wißt Ihr denn nicht, daß dies dort der reichste Bankier aus der ganzen Stadt und die Dame seine Frau ist? Wozu brauchen denn reiche Leute hübsch zu sein? Das überlassen sie den Armen, die sonst nichts haben."

Da schämten sich die Rosen über ihre Unwissenheit und wurden ein wenig roth vor Verlegenheit, und das stand ihnen wieder sehr gut.

Unterdessen waren der Herr und die Dame aus dem Wagen gestiegen, und hinter ihnen drein kam ein Hündchen herabgeklettert, das hatte ganz silberweiße Haare und war so rund, daß es nur ganz langsam watscheln konnte, und dazu machte es ein verdrießliches Gesicht, und von Zeit zu Zeit bellte es ein wenig, und das klang, als wenn es riefe: „Geht weg! weg! weg!"

Der Gärtner stand an der Thür des Gartens und hatte den Hut vom Kopfe gezogen und machte einen tiefen, tiefen Diener, und der Herr nickte ihm ein wenig zu, die Dame aber ging an ihm vorbei und sah in die Luft. Und als das Marienkäferchen das gewahrte, rief es den Rosen zu: „Da könnt Ihr einmal etwas lernen: seht Ihr, so müssen reiche Leute es machen, wie die Dame es macht; die versteht sich darauf, reich zu sein!" Die Rosen aber schämten sich wieder über ihren schlechten Geschmack, denn es hatte ihnen eigentlich gar nicht gefallen.

Nun kamen die Herrschaften den breiten Gartenweg herauf, gerade auf die Stelle zu, wo die beiden Rosen standen, und bei jedem Schritte, den die Dame machte, knisterte und rauschte ihr seidenes Kleid, so daß es klang, als ob es der Natur rings umher zuriefe: „pst, pst, ich bin aus Paris, ich bin aus Paris."

Dabei ging der Gärtner immer mit abgezogenem Hute hinter ihnen drein und zeigte bald nach rechts und bald nach links, bald nach diesem Rosenstock und bald auf jenen, und dann blieb die Dame von Zeit zu Zeit stehen und hob die Lorgnette an die Augen, die an einer goldenen Schnur um ihren Hals hing, und wenn der Gärtner recht lange gesprochen und so eifrig seine Rosen gelobt hatte, daß er ganz roth im Gesicht geworden war, dann verzog sie nur ein wenig den Mund und sagte: „Das ist Alles gar nichts." Dann machte der Gärtner ein langes Gesicht, und das weiße Hündchen bellte, so daß es klang, als riefe es „etsch, etsch, etsch," und der Gemahl der Dame nickte mit dem Kopfe dem Gärtner zu und sagte: „Meiner Frau gefällt nur das Beste."

So waren sie denn bis zu den beiden Rosen gekommen, die ihnen mit großen Augen entgegensahen, und hier geschah es zum ersten Male, daß die Dame aus eigenem Antriebe stehen blieb; sie hob die Lorgnette an die Augen und betrachtete die beiden Rosen.

Diese aber, als sie die prüfenden Gläser so auf sich gerichtet sahen, beugten in scheuer Befangenheit ihre Häupter, und eine zitternde Scham überflog ihren Körper und ließ ihren Busen schwellen, und als sie so demüthig

geneigten Hauptes standen, da waren sie so schön wie nie zuvor, so schön, daß selbst die Dame sich des Eindruckes nicht erwehren konnte. Darum sagte sie, um ihr Wohlgefallen zu äußern: „Das wäre möglicherweise etwas für mich." Und da ihr Gemahl, den sie bei diesen Worten ansah, bemerkte, daß er jetzt auch etwas sagen durfte, so fügte er rasch hinzu: „In der That, zwei prächtige Exemplare! Was sollen sie kosten?"

Darauf nannte der Gärtner eine Summe, und als die Dame dieselbe vernahm, rief sie „hü!" und hielt sich mit beiden Händen die Ohren zu, und ihr Gemahl sagte: „In der That, ein sehr hoher Preis."

„Ich sprach übrigens auch nur von der gelben," fuhr die Dame fort, „die weiße kann ich nicht gebrauchen; aber die gelbe wäre möglicherweise etwas für meine Theerosen."

„In der That," sagte darauf der Gemahl, „es war auch mein Gedanke gewesen, daß sie für Deine Kollektion von Theerosen geeignet sein würde" — dann wandte er sich an den Gärtner und sagte: „meine Frau hat nämlich eine Kollektion von Theerosen, wie Sie in der ganzen Stadt keine zweite finden."

So wurde man denn handelseinig; es ward abgemacht, daß der Gärtner der Herrschaften am nächsten Tage kommen und den gelben Rosenstock abholen sollte, und dann setzten sich der Herr und die Dame und das weiße Hündchen wieder in ihren prächtigen Wagen und fuhren davon. Als nun die Rosen aber wieder allein waren, da wurden sie sehr traurig, denn sie wußten, daß

nun die Stunde geschlagen hatte, da sie sich trennen mußten, vermuthlich fürs ganze Leben, und sie legten die Wangen aneinander und weinten, eine in der anderen Herz.

Dabei sagte die weiße Rose leise flüsternd zu der Schwester: „O Du Glückliche, o Du Glückliche; werde ich denn auch solch ein herrliches Schicksal finden, wie Du?“ Und ganz, ganz tief drunten in ihrem sanften Herzen stieg ein bitteres Tröpfchen Neid auf, denn das Loos der Schwester erschien ihr gar zu verlockend, und sie mußte sich gestehen, daß sie weniger schön befunden worden sei, als jene.

So standen die beiden Rosen, ganz ineinander versunken, und so kam es, daß sie es gar nicht bemerkten, daß andere, neue Besucher gekommen waren und die Augen auf sie richteten. Erst als sie zwei Kinderstimmen vernahmen, welche riefen: „Ach, Vater, Vater, die weiße! Die ist zu schön!“ — da blickten sie auf, und nun sahen sie einen Mann stehen, der an der einen Hand einen kleinen Knaben und an der anderen ein kleines Mädchen hielt. Das waren die Kinder, die soeben gerufen hatten, und alle drei blickten unverwandten Auges die weiße Rose an.

Diese aber war gar nicht erfreut darüber, denn der Mann sah ganz anders aus, als der reiche Herr von vorhin, er trug einen abgeschabten Rock und einen runden Filzhut, und auch die beiden Kinder waren nur ärmlich gekleidet. Es wollte ihr daher gar nicht in den Sinn, daß sie den Beifall der armen Leute fand, nachdem die

reichen sie verschmäht hatten, und sie wandte schier trotzig das Köpfchen ab, als wollte sie sagen: „Geht doch Eures Weges, für Euch bin ich doch nicht da."

Dasselbe schien auch der Gärtner zu denken, der jetzt von der Gartenthür zurückkam und der ganz verwundert dreinschaute, als er die drei vor seinen schönsten Rosen stehen sah.

Nun aber glaubte die weiße Rose, daß sie ihren Ohren nicht trauen sollte, als sie hörte, wie der Mann sich bei dem Gärtner erkundigte, was der Stock wohl kosten würde. Er that es ganz schüchtern, das ist wahr, aber er that es doch, und das erschien der Rose schon wie eine unerhörte Dreistigkeit. Sie triumphirte daher im Innersten, als sie den mächtigen Preis vernahm, den der Gärtner forderte, und als sie sah, wie der arme Mann sorgenvoll dazu nickte. Aber da drängten sich die beiden Kinder an den Vater, und der kleine Knabe rief ganz flehend: „Ach, lieber, lieber Vater, bitte, kauf' doch die wunderschöne Rose!" und das kleine Mädchen rief: „Denk' doch nur, lieber Vater, wie sich die Mutter zu Hause freuen wird, wenn Du ihr die schöne Rose mitbringst."

Da geschah es zum ersten Male, daß in dem Herzen der weißen Rose sich etwas ganz Schlechtes regte, denn sie wurde ganz bitterböse auf die beiden Kinder und hätte sie am liebsten mit ihren Dornen gestochen.

Der arme Schuhmacher aber, denn das war der Mann, blickte stumm auf seine Kinder und zeichnete mit seinem Stocke in den Sand, als ob er etwas berechnete,

und dann wandte er sich an den Gärtner und sagte, als wenn er sich für seine Kühnheit entschuldigen wollte: „Meine Frau ist nämlich so sehr krank gewesen und jetzt eben etwas besser geworden, und da wollte ich ihr eine rechte Freude anthun, und weil sie Rosen, und zwar gerade die weißen, so sehr liebt — so dachte ich —"

„Aber ich kann von dem Preise nichts ablassen," fiel ihm der Gärtner ins Wort, und die weiße Rose sagte im Stillen: „Das ist recht, das ist recht."

Da sahen die beiden Kinder ganz stumm und ängstlich zu dem Vater empor, und der Vater überlegte und zog sein Portemonnaie aus der Tasche und zählte und zählte, und die weiße Rose zitterte von der Wurzel bis zum Haupte in stummer, bitterlicher Angst.

Plötzlich aber war es ihr, als wenn der Hagel auf sie niederschlüge und als ob sie in tödtliche Ohnmacht sinken müßte, denn sie hörte, wie der Schuhmacher sagte: „Nun denn, es ist freilich viel Geld, aber meinetwegen, ich nehm' den Stock."

Sie schlang ihre Arme um den Hals der Schwester und weinte und sträubte sich, aber ihr Zorn und ihre Verzweiflung machten sie nur immer schöner, und die Kinder schlugen jauchzend in die Hände und es half ihr nichts. Der Gärtner nahm sein Geld in Empfang, dann grub er den Stock aus dem Boden, und die weiße Rose mußte es schaudernd und bebend sich gefallen lassen, daß der arme Schuhmacher sie in seine Hände nahm und davontrug aus dem Garten, fort auf Nimmerwiedersehen von ihrer schönen, glücklichen, ach, so viel glücklicheren Schwester. —

Diese wurde am nächsten Tage, wie es verabredet war, von dem Gärtner der reichen Leute abgeholt, und sie sah so stolz und glücklich aus, wie eine Prinzessin, die zum Brautbette eines jungen Königs gerufen wird.

Sie hatte auch alle Ursache, vergnügt zu sein, denn die neue Heimath, in welche sie geführt wurde, war ganz prachtvoll. Das Haus der reichen Leute war in der Vorstadt belegen, in welcher nur Reiche wohnten, und in der Straße, in der das Haus stand, wohnten wieder nur die Reichsten der Reichen. Die Straße war so vornehm, daß, wenn ein Wagen hindurchfuhr, die Pferde leise auftraten, um nicht die Ruhe der Anwohnenden zu stören, und in den Häusern lagerten solche Schätze, daß die Luft wie mit Goldstaub erfüllt war und daß die Spatzen, wenn sie durch die Straße flogen, mit vergoldeten Schwänzen wieder herauskamen. Vor dem Hause, nach der Straße zu, war ein kleiner Vorgarten mit gelbbraunen Kieswegen, in den man durch ein kunstvoll durchbrochenes Eisengitter hineinsah, hinter dem Hause lag der eigentliche Garten, und der war groß und geräumig. Eine Backsteinmauer schloß ihn ein, so daß Niemand hineinzuschauen vermochte.

Dies war nun die neue Heimath der gelben Rose, und im Augenblick, als sie den Garten betrat, erkannte sie, daß sie in vornehme Gesellschaft kam.

In der Mitte des Gartens war ein großer runder Rasenplatz, und der Rasen sah so wohlgepflegt aus, wie der Kopf eines Mannes, der jeden Tag zum Haarkräusler geht und sich frisiren läßt; rings um den Rasenplatz herum waren Beete und in den Beeten Blumen von allen er-

denklichen Arten, so daß es rings von Duft und Farben glühte und sprühte.

In der Mitte des Rasenplatzes aber war wieder ein kreisrundes Beet, und das war der vornehmste Platz im ganzen Garten, da stand ein kleiner Wald von Rosenstöcken, lauter gelbe, gelbliche, grünlich-gelbe und röthlich-gelbe Rosen, das war die Kollektion von Theerosen, von der gestern der reiche Herr gesprochen hatte. Und nach dieser Stelle hin wandte der Gärtner, der die gelbe Rose trug, seine Schritte.

Da geschah es zum ersten Male, daß in dem Herzen der gelben Rose sich etwas ganz Schlechtes regte, denn als sie gewahrte, wie all' die Blumen im Garten umher die Köpfe zusammensteckten und nach ihr hinblickten und sich gegenseitig anstießen und aufmerksam machten auf die neue Bewohnerin des vornehmen Rasenplatzes, da stieg eine maßlose Eitelkeit in ihr empor, und indem sie stolze Blicke umherwarf, dachte sie bei sich: „Was seid Ihr Alle gegen mich.“ Freilich entwich ihr Stolz ein wenig, und sie wurde sogar recht verlegen, als sie nun in der Mitte des Rasenplatzes angelangt war und dort ihren Standort erhielt, denn sie sah, wie die Theerosen alle miteinander voller Neugier auf den neuen Ankömmling blickten, es war ihr zu Muthe, als wenn die Blicke sie bis in das tiefste Herz durchsuchten, und dabei vernahm sie ein Surren und Zischeln von lauter flüsternden eifrigen Stimmen, welches sie beinah betäubte.

Daß sie es war, der das Gezischel und Geflüster galt, das war natürlich, und aus dem allgemeinen Gesumme von Tönen schlug hier und da ein Wort an ihr Ohr.

„Noch eine neue — fanden Sie, daß hier zu viel Platz war?“ „Im Gegentheil, es wird erdrückend eng.“ „Ich möchte nur wissen, was unsere gnädige Frau sich eigentlich denkt.“ „Wir waren ihr wahrscheinlich nicht mehr hübsch genug — hihi —“ „Haben Sie die neue denn schon gesehen?“ „Ja, ja, passabel, passabel!“

„Die gelbe Rose, welche die Augen niedergesenkt gehalten hatte, machte jetzt einen tiefen Knix und hob alsdann das glühende Haupt empor.

Da bemerkte sie denn in ihrer nächsten Umgebung einige ältere Rosen-Matronen, die ihr zunickten, freundlich-mitleidig, ungefähr wie altgediente Oberhofmeisterinnen einem kleinen armen Backfischchen zunicken, das zum ersten Male sein schüchternes Füßchen auf das glatte Parquet des Hofes setzt.

Schön aber waren die Rosen-Matronen, das mußte sie gestehen, und schön überhaupt die Rosen alle, mit denen sie zusammenstand, und das Eine ward ihr mit einem Male klar, daß sie nicht mehr wie bisher die Einzige ihrer Art, sondern daß sie Eine unter vielen ihres Gleichen war.

Was aber den Rosen ein ganz besonders stattliches Aussehen verlieh, das waren kleine, zierlich gearbeitete Täfelchen, von denen jede derselben eines um den Hals trug; auf diesen Täfelchen war der Name jeder Rose aufgeschrieben, ihr Geschlecht und der Ort ihrer Herkunft.

Und was waren da für merkwürdige Dinge zu lesen; da waren Rosen, die aus China stammten, andere aus Japan, wieder andere aus Ostindien, und eine sogar von

der Insel Bourbon. Ja, die Gesellschaft, in der sie sich befand, war wirklich weit her.

Nun kam der Gärtner mit dem Täfelchen heran, das für die gelbe Rose bestimmt war, und während er es ihr um den Hals hing, verstummte das Gelispel und Geflüster, denn sämmtliche Rosen streckten in athemloser Spannung die Hälse aus, um zu erfahren, wer und was der neue Ankömmling eigentlich sei.

Kaum aber war der Gärtner zurückgetreten, so brach der Lärm von Neuem los, und jetzt noch viel stärker als zuvor, und eigentlich recht höhnend und häßlich. Denn daß sie, wie auf dem Täfelchen stand, aus gutem, vornehmem Rosenblute sei, das war freilich wahr, aber das verstand sich ganz von selbst, denn wie wäre sie sonst überhaupt hierher gekommen, aber der Geburtsort! der Geburtsort! „Geboren hier am Orte" — so stand auf dem Täfelchen, und da kann man sich denken, wie sich die Rosen aus China und Japan, Ostindien und von der Insel Bourbon in die Brust warfen! Wie ein Lauffeuer ging es von einer zur andern: „Denkt Euch nur, sie ist von hier, ganz einfach nur von hier."

Und eine von den stolzen Rosen-Matronen beugte sich ganz mitleidig zu ihr nieder und sagte: „Aber Sie armes Kind, da müssen Sie ja eine recht freudlose Jugend verlebt haben; Verkehr können Sie ja gar nicht gehabt haben?"

„O, ja doch," erwiderte die gelbe Rose rasch, „ich hatte eine Freundin; das war eine weiße Rose, mit der ich aufgewachsen und groß geworden bin."

Aber da verzog die Rosen-Matrone den Mund und sagte ganz erschreckt: „Aber, liebes Kind — eine weiße Rose?" und es klang, als wenn sie hinzusetzen wollte: „sprechen Sie das nicht so laut aus, Sie blamiren sich ja."

Und eine zweite Rosen-Matrone that, als ob sie nicht recht gehört hätte, und sagte laut: „Mit einer weißen Rose haben Sie verkehrt? Wirklich? Mit einer weißen Rose?"

Nun fing die arme gelbe Rose schon an, ganz kleinlaut zu werden, denn sie hörte, wie es kichernd weiter ging: „eine weiße Rose ist ihre Freundin gewesen," und sie begriff doch gar nicht, was daran so Schlimmes war. Die erste Rosen-Matrone aber wandte sich wieder zu ihr und sagte: „Liebes Kind, das kann ich mir ja gar nicht denken; eine weiße Rose — das ist doch kein Umgang für Sie? Das ist ja etwas ganz Ordinäres."

Da überkam es die gelbe Rose mit tiefer Scham, daß sie von der vornehmen Welt doch so gar nichts verstand, und daß sie ihren eigenen Werth so gänzlich verkannt hatte, und sie wurde ganz verwirrt und sagte ganz schüchtern: „Nun — wenn ich gesagt habe, daß wir Freundinnen gewesen sind, so war das wohl etwas zu viel gesagt."

„Das habe ich mir wohl gedacht," sagte darauf die Rosen-Matrone, „die Person hat sich wahrscheinlich an Sie gedrängt, und Sie waren zu gutmüthig, um sie abzuweisen."

Und wie die gelbe Rose nun alle Augen fragend auf sich gerichtet sah, da entsank ihr der Muth und sie

sagte ganz leise: „Nun — ja — so wird es wohl gewesen sein.“ Kaum aber hatte sie das gesprochen, da fiel es ihr schwer aufs Herz, welch' eine Abscheulichkeit sie eben begangen hatte, und sie dachte an ihre arme weiße Rose, der es so schlecht, so schlecht erging, und da neigte sie schweigend das Haupt, hörte nichts und sah nichts mehr von Allem, was um sie vorging, und weinte still vor sich hin in ihren zitternden Busen. —

Unterdessen hatte die weiße Rose in den Händen des armen Schuhmachers ihren Weg nach der Stadt fortgesetzt, und die Heftigkeit ihres Jammers war allmählig in dumpfe, stumpfe Verzweiflung übergegangen.

Widerstand war nutzlos, das hatte sie erfahren, daher ergab sie sich in ihr trostloses Schicksal, ließ willenlos Alles mit sich geschehen, und ihr schönes Haupt hing matt und todestraurig hernieder.

Der Weg war endlos lang, der Schuhmacher hatte kein Geld, um zu fahren, daher mußte zu Fuß gegangen werden. Der Vater schritt voran, die beiden Kinder trippelten Hand in Hand hinter ihm drein.

Wie sie nun immer tiefer in die Stadt hineinkamen, wo die Straßen immer heißer und dunstiger wurden, und als sie sahen, wie die Rose ihr Haupt niederhangen ließ, da sagte das Brüderchen zum Schwesterchen: „Ach, sieh' nur die arme Rose, wie müde die aussieht; es wird ihr gewiß zu heiß.“ Und das Schwesterchen erwiderte: „Sie hat gewiß Durst, und sobald wir zu Hause sind, müssen wir ihr zu trinken geben.“

Dann legten die Kinder ihre kleinen Hände unter das

Haupt der Rose, damit ihr das Blut nicht zu Kopfe stiege, wenn es so tief niederhing, und sie wechselten miteinander ab, so daß bald das Brüderchen sie stützte und bald das Schwesterchen, und dabei sagten sie fortwährend: „Ach, Du arme, schöne, liebe Rose — warte nur, wenn wir nur erst zu Hause sind."

Die weiße Rose ließ sich auch das gefallen, wie sie sich eben Alles jetzt gefallen ließ, aber sie machte die Augen zu und sah die Kinder nicht an und dankte ihnen nicht, denn gerade auf die Kinder war sie am allerböseſten, die waren ja an ihrem ganzen Unglück schuld.

Endlich, endlich, als es schon ganz dunkel geworden war, kamen sie da an, wo der arme Schuhmacher wohnte. Da öffnete die weiße Rose die Augen und blickte auf. Die Straße war ganz schön, und das Haus, in das sie eintraten, sah sogar recht stattlich aus — aber — aber als sie in den Flur gekommen waren und die Hausthür hinter sich geschlossen hatten, da öffneten die Kinder links im Flur eine Glasthür, und von der Glasthür führten Stufen hinunter, und plötzlich ward es der armen Rose klar, daß sie fortan in einer Kellerwohnung zu leben haben würde. Und so war es in der That, denn der arme Schuhmacher war Portier in dem stattlichen Hause.

Eine Kellerwohnung! Das also war die Erfüllung ihrer einstigen Zukunftsträume! Da bäumte sich noch einmal die Verzweiflung im Herzen der weißen Rose auf und sie hatte nur noch einen Gedanken und einen Wunsch, daß sie bald, recht bald sterben möchte.

Die Kinder aber waren schon die Stufen der Treppe

hinuntergepoltert und jetzt hörte man drunten ihre Stimmen, indem sie riefen: „Mutter, Mutter, sieh einmal, was wir Dir mitbringen!"

Da richtete sich auf dem ärmlichen Sopha, das im Zimmer drunten stand, eine blasse, schwache Frau auf, die auf dem Sopha lag, und während die Kinder sich an sie drängten und sie mit ihren kleinen Armen umfingen, trat der arme Schuhmacher vor die blasse Frau und hob die weiße Rose in beiden Händen empor und zeigte sie ihr, ohne ein Wort zu sagen.

Da traten der blassen Frau zwei Thränen in die großen, weitgeöffneten Augen, und sie faltete schweigend die Hände und sah bald auf die Rose, bald auf ihren Mann, so daß man nicht hätte sagen können, ob es aus Freude an der herrlichen Blume geschah, oder weil sie Gott im Stillen dankte, daß er ihr einen so guten Mann gegeben hatte.

Dann aber sagte sie ganz beklommen: „Nein, welch' eine Pracht; die ist doch aber gar zu schön für uns, die herrliche Rose; nun sorgt nur dafür, Kinder, daß sie es gut bei uns hat."

Das ließen sich denn die Kinder nicht zweimal sagen; sie liefen hinaus und kamen bald darauf mit einem großen, großen Blumentopf zurück, der war ganz mit schöner, weicher, schwarzer Gartenerde gefüllt und da wurde die weiße Rose hineingepflanzt. Dann stellten sie den Blumentopf auf den Tisch und holten in einer kleinen Gießkanne Wasser und gossen es auf die Erde in dem Topfe.

Und da stand nun die weiße Rose auf dem Tische,

mitten in der dürftigen Stube der armen Leute, und wie ihr Haupt am Stocke niederhing, da sah sie aus wie ein bleiches Königskind, das man aus dem Palaste geraubt und in ferne niedere Verbannung gebracht hatte.

Alsdann bekamen die Kinder ihr Abendbrot, jedes nur ein Stück Brot mit ein wenig Butter darauf, das war Alles; aber sie schienen damit zufrieden zu sein, sie setzten sich auf eine Kommode dem Tische gerade gegenüber, auf welchem die Rose stand, ließen die Beine herunterhängen und aßen ihre mageren Butterbrote, indem sie fortwährend zu der weißen Rose hinübersahen und ihr zunickten. Dann wurden sie zu Bette gebracht, und bald darauf legten sich auch die Erwachsenen zur Ruhe, und das Licht wurde ausgelöscht, und dann ward es tiefe, stille Nacht.

Alles schlief, nur die weiße Rose konnte nicht schlafen, die hielten die schweren bitteren Gedanken wach.

Aber plötzlich wurde es hell, und siehe da, das war der Mond, der gekommen war und in das Fenster blickte.

Er schickte einen breiten silberweißen Strahl in die Stube hinunter zu seiner lieben weißen Rose, mit der er so manches Mal sich kosend unterhalten hatte, und die Rose freute sich darüber, denn sie erkannte, daß sie doch nicht ganz vergessen war und badete sich in dem weichen weißen Lichte.

Ob es nun aber das zaubergewaltige Licht des Mondes sein mochte, das ja in denen, die es zu durstig einsaugen, wunderbare Gedanken und Träume hervorruft — genug, es war der Rose, als ob sie zu träumen anfinge,

einen seltsamen, wunderbaren Traum: es schien ihr, als ob sie zwei Engel in das Zimmer treten sähe, zwei kleine, reizend liebliche Engel, die auf nackten Füßen über die Dielen huschten, mit langen blonden Haaren, und die weißen kleinen Leiber nur mit einem Hemdchen bekleidet. Die schoben zwei Stühle an den Tisch und kletterten auf die Stühle hinauf und näherten ihre Gesichter dem Antlitz der Rose und küßten sie ganz leise, leise auf die Blätter und in den süßen, duftenden Kelch. Und die Rose schauerte und bebte und trank mit tiefer, schweigender Lust den Hauch der jungen Lippen und wußte sich das holde Wunder nicht zu erklären.

Dann sprangen die Engelchen wieder von den Stühlen herab, schoben die Stühle bei Seite und kicherten und verschwanden, wohin? dahin, wo die Kinder hingegangen waren, als sie zu Bett geschickt wurden; und da fuhr die Rose auf; wäre es denn möglich gewesen — die Beiden, die ihr so lieblich erschienen waren, die sie für Engel gehalten hatte — das wären wirklich gar die beiden Kinder gewesen? Der Gedanke verdarb ihr nun freilich alle Freude an dem vermeintlichen Traum, denn sie wollte nun einmal den Kindern gram sein; trotzdem konnte sie sich der Erinnerung nicht erwehren, wie süß es gewesen war, als die holden Lippen sie küßten, und als es Tag geworden war und die Schuhmacherfamilie in das Zimmer trat, da blickte die Rose auf und sah die Kinder an, und eigentlich war es das erste Mal, daß sie es that, denn bis dahin hatte sie stets die Augen vor ihnen verschlossen.

Und da erkannte sie, daß es wirklich zwei reizende,

hübsche Kinder waren, mit blonden Locken und großen Augen und lieblichen, freundlichen Gesichtern, und es war kein Zweifel, sie waren es gewesen, die in der Nacht aus ihren Betten aufgestanden waren, um die Rose heimlich zu küssen und zu liebkosen.

Als darauf das Frühstück verzehrt war, sagte der Vater zu den Kindern: „Heut ist ein schöner Tag, heut stellen wir unsere Rose in den Garten."

Da nahmen die Kinder den Blumentopf, in welchem die Rose stand und trugen sie die Treppe hinauf, aus der Hausthür, in den kleinen Vorgarten des Hauses, der durch ein eisernes Gitter von der Straße geschieden war, und dort stellten sie sie auf, mitten in die schöne warme Morgensonne hinein. Da konnte nun die Rose auf die Straße blicken und sie sah die Wagen, die vorüberfuhren, und die Menschen, die die Straße hinauf- und hinabgingen, und das Alles war für sie neu und hübsch zu sehen, und obschon sie es sich nicht gestehen wollte, fühlte sie sich eigentlich ganz behaglich.

Gerade hinter ihr, zu ebener Erde, war das Fenster der Schuhmacherwohnung, das Fenster war weit geöffnet und hinter demselben saß der Schuhmacher auf einem erhöhten Stuhle und arbeitete und hantirte an seinen Stiefeln und Schuhen.

Die Rose schaute ihn an und blickte in das Zimmer hinter ihm, und da jetzt die Morgensonne freundlich hineinschaute, sah das Zimmer gar nicht so traurig aus wie gestern Abend, sondern ganz nett und blitzblank und sauber.

Dann kamen wieder die Kinder aus dem Hause mit Schulmappe und Schiefertafel, um zur Schule zu gehen, und wie sie am Gitter vorübergingen, legten sie die Gesichter daran und nickten der Rose zu und sagten: „Auf Wiedersehen" — und obschon es die Rose sich nicht gestehen wollte, war das eigentlich sehr niedlich anzusehen.

Und während sie noch darüber nachdachte, hörte sie eine feine Stimme hinter sich, die sagte: „Guten Morgen, Frau Rose," und als sie sich umwandte, erblickte sie einen kleinen Kanarienvogel, der in seinem Käfig in dem geöffneten Fenster hing.

Er hatte zwei kluge schwarze Aeuglein und einen weißen kleinen Schnabel, mit dem letzteren sagte er noch einmal: „Guten Morgen, Frau Rose; ich habe gestern nicht mehr Gelegenheit gehabt, Sie zu begrüßen, erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, mein Name ist Pieping." Das artige Wesen des Kanarienvogels gefiel der weißen Rose, und sie machte ihm einen freundlichen Knix und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein und fragte ihn, wie alt er wäre und wie lange er schon bei Schuhmachers wäre. Und da seufzte Herr Pieping und meinte, er wäre leider kein Jüngling mehr, denn er wäre schon ein Jahr und zwei Tage alt, vorgestern hätte er seinen Geburtstag gefeiert; bei Schuhmachers aber wäre er bereits seit drei Monaten und hoffentlich bliebe er sein ganzes Leben lang bei ihnen. Und als die Rose ihn weiter fragte, ob es ihm denn so gut bei Schuhmachers gefiele, da drehte er die Aeuglein im Kopfe herum und meinte, das wären engelsgute Leute, insbesondere die Kinder, und dann wurde

er so gerührt, daß er rasch einen kleinen Schluck Wasser nehmen mußte, weil ihm sonst die Thränen gekommen wären.

Die Sonne stieg höher, und es begann der Rose heiß zu werden, aber da kamen auch schon die Kinder aus der Schule zurück und nahmen den Blumentopf wieder auf und trugen die Rose in die Stube hinunter, wo es jetzt schattig und kühl war, und so thaten sie heute und so thaten sie den nächsten Tag und die folgenden Tage, immerfort und Alles, was sie der Rose Liebes und Gutes auszuersinnen vermochten.

Und bei der Sorgfalt und Pflege, die sie fand, da regte es sich plötzlich im Herzen der Rose, ein süßes geheimnißvolles Leben erwachte in ihrem Blute, und ihr Leib begann zu knospen. Als jedoch die Knospe sich hervordrängen wollte, und als schon die Augen der ganzen armen Schuhmacherfamilie in schweigender Erwartung dem Augenblick entgegensahen, da es geschehen würde, da erhob sich noch einmal im Herzen der Rose der böse zürnende Groll. Sie wollte ihnen die Freude nicht gewähren und deshalb nahm sie keine Nahrung zu sich und stemmte sich mit aller Kraft ihres Willens gegen die drängende Natur, und sieh da, der Trieb verkümmerte, die Knospe brach nicht hervor, und die Hoffnung der armen Leute erfüllte sich nicht.

Da wurden sie sehr traurig; und in dem Augenblick kam der Wirth des Hauses vorbei, ein sehr reicher Mann, der sah, was mit der Rose vorgegangen war und sagte: „Das habe ich mir wohl gedacht; wie soll denn auch die

schöne Rose bei Ihnen hier unten fortkommen; ich will Ihnen etwas sagen, ich werde sie Ihnen abkaufen und in meinen Garten pflanzen.“ Und er bot dem Schuhmacher eine Summe, die war noch größer als jene, welche der Schuhmacher einst dafür bezahlt hatte.

Dieser aber erwiderte und sagte: „Ach, gnädiger Herr, es ist ja Alles wahr, was Sie sagen, aber sehen Sie, wir haben die Rose nun einmal so lieb gewonnen und wenn wir sie ansehen, dann ist uns, als ob wir einen Garten besäßen und darum — wenn Sie es nicht übel nehmen wollen, möchte ich die Blume noch ein paar Tage behalten, ob sie nicht vielleicht doch noch eine Knospe treibt — und wenn es dann wieder nichts wird, dann will ich sie Ihnen in Gottes Namen verkaufen.“

Da ging der Wirth des Hauses davon, und man sah ihm an, daß er sich ärgerte.

Der Rose aber, die Alles mit angehört hatte, zuckte ein Glücksstrahl durch die Seele: nun war ja Hoffnung vorhanden, daß sie aus der verhaßten Kellerwohnung hinwegkam; sie brauchte nur zu wollen, so fand sie im Garten des reichen Mannes ein schönes, glänzendes Schicksal. Und also beschloß sie zu thun.

Doch als es Nacht geworden war und Alles schwieg und schlief, da kam es wieder ganz leise, leise in das Zimmer gehuscht, und das waren wieder wie damals die Kinder, mit nackten Füßen, mit Hemdchen bekleidet, so wie sie aus den Betten gesprungen waren, zwei kleinen Engeln gleich. Aber sie kicherten dieses Mal nicht, und als der Mond ihre Gesichter beschien, da sahen sie blaß und traurig aus.

Und wieder wie damals rückten sie zwei Stühle heran und kletterten zu ihr empor, und wieder wie damals küßten sie die Rose; aber während sie es thaten, weinten sie, und ihre Thränen flossen in den Kelch der Rose. „Nun haben wir nichts mehr," sagten sie flüsternd, „nun haben wir keine Rose und keinen Garten mehr, nun haben wir nichts mehr." Und damit gingen sie hinaus, zurück in ihre Betten.

Als sie hinaus waren, schloß die Rose die Augen und versuchte zu schlafen, aber sie fand keinen Schlaf, denn auf ihrem Herzen glühte und brannte etwas, das waren die Thränen der Kinder, die darauf gefallen waren.

Am nächsten Morgen, als es noch ganz früh und keiner von den Menschen aufgestanden war, horch, da klopfte es ans Fenster und das war der Morgenwind, der hereingeflogen kam.

Die Rose hatte ihn nicht wiedergesehen, seitdem sie aus dem Garten fort war, darum freute sie sich über seinen Besuch. Und der Morgenwind ging im Zimmer auf und ab, blies den Staub von den Möbeln und Geräthen, und man sah es ihm an, daß er aufgeregt war.

„Ich komme soeben von Ihrer Schwester," sagte er, „von der gelben Rose."

Da wurde die weiße Rose begierig zu erfahren, wie es der erging; aber der Morgenwind, der sonst ein so lustiger Geselle war, wurde ganz ernst.

„Ach," sagte er, „das ist eine traurige Geschichte; der geht es schlecht. Die Theerosen, unter denen sie so verloren steht, daß ich sie kaum von ihnen zu unterscheiden

vermag, sind ihr giftig und bös, und nächstens wird die ganze Herrlichkeit ein Ende haben."

„Wie meinen Sie denn das?" fragte die weiße Rose.

„Je nun," sagte der Morgenwind, „wissen Sie, was Launen sind?"

„Nein," versetzte die Rose.

„Nun, sehen Sie," fuhr der Morgenwind fort, „das sind kleine schwarze Käfer, die aber sehr theuer und kostspielig sind und darum mit Vorliebe von den reichen Leuten gehalten werden."

„Wozu brauchen sie sie denn?" fragte die Rose.

„Sie spielen damit, um sich die überflüssige Zeit zu vertreiben," erwiderte der Morgenwind. „Sie lassen sie in der Stube umherfliegen, dann fangen sie sie ein und setzen sich dieselben auf den Kopf."

„Wie sonderbar," sagte die Rose.

„Ja, aber es ist nun einmal Mode," meinte der Morgenwind. „Die Bankierfrau nun, um zu zeigen, daß sie in jeder Beziehung die reichste ist, hält sich, wie Sie denken können, von den Käfern eine große Menge; jeden Tag braucht sie mindestens einen, meistens aber zwei oder drei neue. Und dann setzt sie sich dieselben auf den Kopf und läßt sie sitzen, bis daß sie sie tüchtig kneifen und zwicken, denn die Käfer, müssen Sie wissen, haben scharfe kleine Zangen, und dann fängt sie an zu schreien und zu weinen, bis daß ihr Mann kommt. Der muß ihr die Käfer vom Kopfe nehmen und sie zum Fenster hinauswerfen, und mit diesem Spiele vertreiben sie sich jeden

Tag die Zeit. Nun müssen Sie ferner wissen, daß den Leuten, wenn ihnen die Käfer auf dem Kopfe sitzen, immer ganz seltsame Schnaken und Gedanken einfallen; und so ist es der Bankierfrau plötzlich in den Sinn gekommen, daß die Theerosen ihr eigentlich langweilig wären und sie an Stelle derselben Kamelien pflanzen wolle. Das wird denn nun geschehen, und wenn der Herbst kommt, werden die Theerosen aus dem Boden gerissen werden —"

„Und was wird mit ihnen geschehen?" fiel die weiße Rose ganz ängstlich ein.

„Fortgeworfen werden sie," erwiderte der Morgenwind, „und unsere arme gelbe Rose, Ihre Schwester, mitten darunter; begreifen Sie nun, warum ich so traurig bin?"

„Ja, ja," fuhr er fort, als er die weiße Rose ganz stumm dastehen sah, „Sie haben es besser getroffen; Sie werden gehegt und gepflegt, und hier giebt es keine schwarzen Käfer, vor denen Sie sich zu fürchten brauchen," und damit that er noch einen Seufzer und nahm die rothen Frackschöße auf und flog zum Fenster hinaus.

Die weiße Rose war noch immer ganz stumm, und als der Morgenwind schon lange davongeflogen war, glaubte sie noch immer seine Worte zu hören: „Sie haben es besser getroffen," und plötzlich hob es an, in ihrem Herzen zu flüstern und zu rumoren, und als sie hinsah, was in ihrem Herzen vorging, da sah sie, daß es die Scham war, die eingezogen war und sich häuslich bei ihr einrichtete.

Ja, die Rose schämte sich, und wenn sie in ihr Herz hernieder sah, dann blickte die Scham zu ihr auf und sagte:

„Du Undankbare," und als die Schuhmacherfamilie hereinkam und sie die traurigen Gesichter der Kinder sah, da las sie in den Augen derselben wieder das böse Wort: „Du Undankbare."

Da war es der Rose, als gäbe es einen Stoß durch ihr ganzes Innere, als hätte sie bisher geschlafen und wäre plötzlich aufgewacht, und als die Kinder sie heute in den Vorgarten hinausgetragen hatten, da trank sie von dem reinen, kühlen Wasser, das sie ihr gespendet, und aß von der schönen, weichen, schwarzen Gartenerde, so daß Herr Pieping ihr zurief: „Gesegnete Mahlzeit, Frau Rose, gesegnete Mahlzeit."

Der Rose aber war zu Muthe, als hätte ihr ganzes Innere sich in fließende Gluth verwandelt, ihr Blut und ihre Säfte stiegen wie sprudelnde Quellen herauf und herab, und da noch kaum zwei Tage umgegangen waren, da begann ihr Leib von Neuem zu knospen, ein Auge blickte schüchtern hervor. Und als die Kinder, die ihr unablässig zugesehen hatten, nun in athemloser Hast gelaufen kamen und die Eltern heranriefen, um das holde Ereigniß zu sehen, da lächelte die Rose in stummer Lust in sich hinein, und siehe da, eine zweite Knospe brach hervor und nach der zweiten, als wollte sie sich gar nicht mehr erschöpfen in Gebe- und Gewährungsfreude, eine dritte. Und als nun eines Morgens der arme Schuhmacher mit seiner blassen Frau und seinen hübschen zwei Kindern über die Schwelle in das Zimmer traten, da blieben sie Alle wie gebannt von einem wunderbaren Bilde, auf der Schwelle stehen, denn auf dem Tische erblickten sie das schöne Haupt ihrer

geliebten weißen Rose, das sich in mütterlicher Lust über zwei junge, kleine schneeweiße Rosen herabbeugte, die aus dem Stocke über Nacht entsprossen waren.

Und die Rose neigte und beugte sich, von ihren flüsternden Lippen ging ein süßer Duft, der die Wohnung der armen Leute in ein kleines Paradies verwandelte, und wenn diese die Sprache der Blumen verstanden hätten, so würden sie gehört haben, wie die Rose sagte: „Eurer Liebe zu Liebe, Eurer Güte zum Danke."

Durch das ganze Haus ertönte das Jubelgeschrei der beiden Kinder, Alles, was im Hause wohnte, kam herbei, um das schöne Blumenwunder zu sehen, und als die Rosenfamilie heute in den Vorgarten gebracht wurde, blieben die Vorübergehenden auf der Straße stehen, und die weiße Rose feierte einen großen Triumph ihrer Schönheit.

Alles freute sich, nur der Wirth des Hauses war ärgerlich, und es nagte und fraß der Gedanke in seinem Herzen fort, daß der arme Schuhmacher es gewagt hatte, ihm seinen Wunsch nicht zu erfüllen und ihm die Rose nicht zu verkaufen. Und da bekanntlich der Groll ein gefährliches Unkraut ist, das, wenn man es nicht schnell aus dem Herzensboden ausjätet, um sich greift und überhand nimmt, so wurde er von Tag zu Tag dem armen Mann aufsässiger und giftiger, und als der Herbst vor der Thür stand, da saß eines Tages die arme Schuhmacherfamilie mit sorgenden Gesichtern und verweinten Augen da; der Herr des Hauses hatte dem Vater seine Stelle gekündigt, und sie mußten aus dem Hause.

Da ging es der Rose wie ein tiefer, schneidender

Vorwurf durch die Seele, denn wer trug die Schuld am Unglück der armen Menschen? Wer anders als sie?

Wieder kam die Nacht und wieder mit der Nacht ein Traumgesicht, diesmal aber kein freundliches, liebliches wie vordem, sondern ein düsteres, schreckliches; nicht die zwei Kinder, sondern ein keuchender, alter, entsetzlicher Mann, der mit schlürfenden Schritten von draußen hereinkam und auf die Kammer zuschlich, wo die Kinder in ihren Bettchen lagen. Nie hatte die Rose etwas so Grauenvolles gesehen, wie diese Gestalt, nie etwas so Schreckliches gehört, als das heisere Geflüster, das aus seinem scheußlichen, zahnlosen Munde kam, und als sie ihn jetzt in die Kammer treten sah, da erstarrte sie in lähmendem Entsetzen.

Ein seltsames, fahlgelbes Licht war um die Gestalt her gebreitet, und beim Schimmer dieses Lichtes gewahrte die Rose, wie sich der Fürchterliche über die Kinder beugte und die dürre Hand nach ihren Häuptern ausstreckte, und wie von den süßen kleinen Gesichtern die Röthe entwich und sie sich verzerrten in bitterlichem Jammer. Da erfaßte die Rose ein namenloses Weh, sie hob ihr Haupt zum Himmel und ihre Lippen flüsterten: „Rette sie! rette meine armen, kleinen, unschuldigen Lieblinge!“ Und von ihren bebenden Lippen ging der Duft wie ein Gewölk durch den Raum, bis in die Kammer, und da richtete sich der gräßliche Alte auf und trat heraus und rief der Rose zu: „Dufte nicht so süß, Du hast kein Recht mehr, hier zu bleiben und zu sein, hier gebiete jetzt ich, der Hunger! der Hunger! der Hunger! der Hunger!“

Aber die Rose flehte noch einmal, noch inbrünstiger

zum Himmel und rief: „Laß sie mich ihnen vergelten, den armen Leuten, all die Liebe, die sie an mir gethan, laß sie mich ihnen vergelten an ihrem Besten und Liebsten, an ihren Kindern!"

Immer mächtiger, immer berauschender ward ihr köstlicher Duft, immer wüthender die Blicke, die der Unhold auf sie schoß, aber es half ihm nichts, er konnte des Duftes nicht Herr werden, konnte nicht zurück in die Kammer, weil der süße Hauch der Rose einem Schleier gleich zwischen ihm und der Kammerthür wogte, und plötzlich wandte er sich, und taumelnd und betäubt entwich er aus der Stube.

Wenige Tage später geschah es, da kam der arme Schuhmacher, der jetzt Tag aus Tag ein nach einem Unterkommen suchte, nach Hause zurück und sein gramvolles Gesicht war heiter, er hatte eine Stelle gefunden.

In der reichsten Vorstadt, erzählte er, läge das neue Haus, und es gehörte einem Herrn Bankier, und das sollte der reichste Mann der ganzen Stadt sein.

Da horchte die weiße Rose hoch auf — das klang ihr so bekannt, und doch wußte sie nicht genau, weshalb.

Es war ein prächtiges Haus, in welches die Schuhmacherfamilie nun einzog, und die Besitzer desselben waren sehr, sehr reich.

„Denkt Euch," sagte eines Tages der Vater, als er zu den Seinigen in das Zimmer trat, „wie reich unsere Herrschaft ist, die gnädige Frau vom Hause hat alle ihre schönen Rosenstöcke, die viele tausend Mark gekostet haben, plötzlich ausreißen lassen, um nächsten Frühling Kamelien

dafür zu pflanzen, und da hat mir der Gärtner eine von den schönen Rosen geschenkt, weil er sagte, daß sie krank geworden sei und nicht mehr verkauft werden könnte." Und bei diesen Worten holte der Schuhmacher ein Papier hervor, in welchem eine herrliche gelbe Rose eingewickelt war, und da war es der weißen Rose, als schlüge der Blitz herab, denn es war die, mit der sie aufgewachsen und groß geworden war in bunten schönen Zukunftsträumen, ihre gelbe Rose, ihre Schwester.

Auch die gelbe Rose hatte ihre weiße Schwester erkannt, aber sie konnte ihr nur matt und traurig zulächeln, denn durch die grausame Behandlung, die man ihr hatte zu Theil werden lassen, war sie matt und todeskrank geworden.

Und als die Kinder, die ihr gleichfalls einen Blumentopf besorgt hatten, sie neben die weiße Rose gestellt hatten, und als sie die Schwester neben sich stehen sah in der holden Fülle der Liebe und des Glückes, da schlang sie sich noch einmal mit beiden müden Armen um die Schwester, noch einmal ruhten die Angesichter der Rosen Wange an Wange, und die gelbe Rose sprach: „Einst nanntest Du mich glücklich und beneidetest mein Schicksal — das war am Anfange unserer Tage; heute nenne ich Dich glücklich und beneide Dein Loos, und dieses thue ich am Ende meiner Tage, darum hat mein Wort heut mehr Gewicht als Deines dazumals; und weil ich nun fort muß von der Erde, die mir so viel versprochen und wenig gehalten hat, so nimm Du alles Glück, das für uns Beide bestimmt war, für Dich allein und trage es lange und froh, denn ich sehe, daß Du es verdienst."

Und als sie so gesprochen, neigte die gelbe Rose ihr schönes Haupt, und als am nächsten Morgen die Kinder hereinkamen, da sagten sie traurig: „O weh, die gelbe Rose ist todt.“

Da aber faßte das Schwesterchen das Brüderchen an der Hand und sagte ganz leise und heimlich: „Ach, sieh nur, wie sich unsere Rose darüber grämt — sie hat geweint“ und so war es in der That, und die Thränen leuchteten in ihrem Kelche.

Da aber geschah etwas Wunderbares: denn plötzlich wurden die Augen des Knaben groß und leuchtend, wie sie nie gewesen waren zuvor, und er blickte stumm und starr auf die weiße Rose, als sähe er sie heute zum ersten Male. Dann nahm er, ohne ein Wort zu sagen, seine Tafel, und die Augen nicht von der Rose ablassend, begann er zu zeichnen. Und das Schwesterchen sah ihm zu und sprach auch kein Wort, und Beide saßen und saßen und vergaßen das Frühstück und Alles, und erst als sie zur Schule mußten, da standen sie auf. Dann steckte er die Tafel in die Schulmappe, daß Niemand sehen sollte, was er da gemacht hatte, und es war, als wenn er ein tiefes, heiliges Geheimniß mit sich trüge.

Zwei Tage darauf aber saß der arme Schuhmacher neben seiner blassen, schwachen Frau und sagte leise: „Marie — der Lehrer von Anton hat heute mit mir gesprochen und mir gesagt, wir sollen Acht geben auf unseren Jungen, denn er hätte neulich etwas von ihm gesehen, eine Rose, die er gezeichnet hätte und er glaubte, unser Anton könnte einmal ein großer berühmter Maler werden. Was sagst Du dazu?“

Die Frau aber sagte nichts, nur ihre Augen wurden weit und groß. —

Der Schuhmacher hatte ganz leise gesprochen, als sollte Niemand ihn hören. — Eine hatte ihn aber doch noch gehört, das war die weiße Rose, die aber sagte kein Wort, nur eine Ahnung ging durch ihr Herz, als sei die Opfergabe ihres Duftes an die richtige Stelle dort oben gelangt, und als hätte man dort oben vernommen, was sie erfleht. — Was aber aus dem kleinen Anton geworden sei, möchtet Ihr gerne wissen? Das erzähle ich Euch vielleicht ein andermal. —



Vergnügen auf dem Lande.







Der Hochsommer ist vorüber, ich habe denselben in meiner Eigenschaft als emsig beflissener Beamter hinter den Akten auf dem Bureau verbracht. Heute habe ich mich zu meinem Chef begeben und mit der gemessenen Heiterkeit, die dem Beamten geziemt, verlasse ich dessen Zimmer, meine gute Zeit beginnt, ich habe meinen vierwöchigen Urlaub in der Tasche, in acht Tagen trete ich ihn an.

Das Ziel, dem ich zuzustreben gedenke, steht seit dem Winter für mich fest, ich gehe aufs Land zu meinem Vetter Rudolf. Im Winter war mein Vetter mehrere Wochen lang in Berlin; er hat mich dringend zum Besuche während des Spätsommers eingeladen, mit Freuden habe ich zugesagt. Ich gedenke, mindestens vierzehn Tage bei ihm zu verweilen, ich verspreche mir eine angenehme Zeit, leibliche und geistige Erquickung.

Mein Vetter lebt, mit einer jungen, liebenswürdigen Frau vermählt, auf einer prächtigen Besitzung in Schlesien; er hat, so viel ich weiß, auch einige Kinder.

Die landschaftliche Umgebung des Gutes zeichnet sich, nach allem, was ich höre, mehr durch Fruchtbarkeit als

durch besondere Naturschönheiten aus — das ist mir aber gerade recht, denn ich schwärme durchaus nicht für die sogenannte Erholung auf strapazanten Fußwanderungen.

Ein großer, schöner Garten soll sich bei dem Schloß befinden — herrlich! Das ist, was ich suche! Mit einem guten Buch in der Hand, sinnend unter Baumgängen umherzuschlendern, hier und da an schönen Punkten sich niederzulassen — das Gelesene in behaglicher Ruhe zu wiederholen — oh, es wird köstlich!

Denn, ich will es nur gestehen, was mich ganz besonders lockt, ist, daß auf dem Gute meines Vetters, wie ich weiß, eine vortreffliche, vom Großvater angelegte und bis auf die neueste Zeit mit Sorgfalt ergänzte Bibliothek sich befindet. Ich liebe Bücher, ich liebe sie sehr. Welche Fülle stiller Genüsse steht mir bevor! Meine Phantasie macht sich daran, mir die Zeit meines Landaufenthalts auf das reizendste auszumalen; ich sehe mich im Geist in einem großen, mit Bücherregalen rings umpolsterten, lauschigen Büchersaale. Von schönen Bänden blicken verlockende Titel — ich weiß gar nicht, wo ich bei solchem Reichthum zuerst zugreifen soll! eine Handleiter steht zur Verfügung — ich klettere an derselben auf und nieder; endlich, nachdem ich von Unzähligem genascht, hole ich ihn hervor, ihn, nach dem mein stilles Sehnen drängt, meinen Philosophen, meinen Plato.

Welch ein Einband! Ganz Leder! Ich streiche im Geiste mit liebkosender Hand darüber hin. In dem Büchersaal ist natürlich eine köstliche, lauschige Fensterecke, dorthin trage ich meinen Raub. Ich sitze in einem äußerst behag-

lichen, für die Zwecke des Bücherfreundes berechneten Stuhle, vor mir ein Tisch, auf dem Tisch eine Kiste mit vortrefflichen Cigarren — wie sie mein Vetter jedenfalls führt — eine derselben zünde ich mir an, ich schlage das Buch auf und nun bin ich bei meinem Plato, im Paradiese. Die Duftwolken meiner Cigarre ziehen durch das geöffnete Fenster in die Sommerluft hinaus, vor dem Fenster bewegen sich mit leisem Rauschen die Zweige einer schattenden Linde — ganz in der Ferne, so daß er mich nicht stört, ein schmetternder Vogel, in meiner nächsten Umgebung tiefe Stille, Ruhe und Stille in mir selbst — ich bin allein in meinem Bureau, ich möchte vor lauter Wonne einen Jauchzer von mir geben oder jodeln, doch das würden die Kanzleidiener hören, irgend einen Ausdruck aber muß ich meiner Freude geben, sonst erstickt sie mich; ich tanze lautlos auf einem Bein in meinem Bureau umher und schlage mit der flachen Hand auf das erhobene Knie, das beruhigt mich, ich gehe an meine Akten.

Es fällt mir aber schwer, meine Aufmerksamkeit auf dieselben zu richten, meine Gedanken sind schon wieder acht Tage weit voraus, in dem köstlichen Büchersaal, in der lauschigen Fensterecke. Mein Vetter, das weiß ich, hat gleichfalls philosophische Neigungen — ich werde dahin zu wirken streben, daß auch er im Plato liest; vielleicht lesen wir auch eins und das andere gemeinschaftlich — welche Aussicht auf Gespräche voll tiefer Anregung, voll bleibenden Gewinns für alle Zeiten. Seiner kleinen Frau wird es vielleicht etwas zu viel werden, wenn wir unausgesetzt über den Phädon, das Symposion, den Platonischen

Staat uns unterhalten — indessen, sie ist ja ganz sicherlich eine tief angelegte Natur, und schlimmsten Falls opfern wir ihr hie und da eine halbe Stunde, in der wir uns leichteren Gesprächsstoffen widmen.

Ja, es wird herrlich, köstlich, es wird schön!

Ich schreibe bereits heut an meinen Vetter und kündige ihm meine Ankunft auf Tag und Stunde an. Mit dem Nachtkurierzug fahre ich von Berlin ab, dann bin ich morgens etwa um acht Uhr auf der Station hinter Breslau, an der sein Wagen mich abholt. Der Brief gewährt mir einen Vorgeschmack der bevorstehenden Freuden, ich schreibe ihn mit wahrem Entzücken und kann mich nicht enthalten, ihn mit einem klassischen Citat abzuschließen; das ist gut, das giebt meinem Vetter einen Vorbegriff von der getragenen Stimmung, in der ich zu ihm komme.

Endlich sind die langen acht Tage um, heute Abend fahre ich ab, ich hole den Koffer hervor, ich packe ein. Was soll ich mitnehmen? Nur keine Ueberlastung mit zu vielem Gepäck! Was werde ich denn auch viel brauchen? Wäsche, so viel eben nöthig ist; ich trage einen neu gemachten städtisch eleganten Sommeranzug von heller Farbe — ob ich noch einen zweiten Anzug einpacke? Unsinn, meinetwegen für alle Fälle einen schwarzen Frack, ebenso für alle Fälle noch ein zweites Paar Stiefel außer denen, in welchen ich gehe, und zwar, dem Frack entsprechend, Lackstiefel, sie sitzen mir sehr bequem — dann noch die Morgenschuhe, und nun nichts weiter, nun kein Stück mehr. Ich schließe den Koffer.

„Wie steht es," frage ich mich, indem ich den Schlüssel

umdrehe, „mit Büchern?“ Unwillkürlich breche ich in lautes Gelächter über meine eigene Thorheit aus: „Die Bibliothek!“

Der Tag vergeht: mit dem Gefühl tiefer Befriedigung setze ich mich Abends in die Droschke und fahre dem Bahnhof zu; ich bekomme einen Platz ganz allein in einem Kupee — famos — ich kann mich ausstrecken, werde die ganze Nacht schlafen und morgen früh in voller geistiger Frische und Rüstigkeit bei meinem Vetter erscheinen. Der Zug setzt sich in Bewegung, ich bereite mich zur Nachtruhe vor. Indem ich meinen Hut in das Netz lege, bemerke ich, daß ich meinen hohen Cylinder mitgenommen habe — eigentlich hätte ich daran denken sollen, zur Reise meinen niedrigen Hut aufzusetzen — indessen, was thut's? Meinen Regenschirm habe ich bei mir, und ob ich im Garten meines Vetters im Cylinder oder im niedrigen Hut lustwandle, das kommt schließlich auf dasselbe heraus.

„Morgen in der Fensterecke bei Plato,“ mit diesem Gedanken strecke ich mich, vergnügt lächelnd, aus und schlafe ein. Ich schlafe vortrefflich, ich schlafe durch bis Breslau. Eine Tasse Kaffee erquickt mich; ob ich mir die Morgenzeitung kaufe? Nein, nein, nichts jetzt von Politik, nichts von Tageslärm — ich fahre in den Morgen hinaus, als ginge ich den Gefilden der Seligen entgegen.

Wir langen an der Station an — da steht auch schon der Wagen meines Vetters; mein Koffer ist auf den Bock gehoben, Alles paßt und klappt, wie ich es noch

nie in meinem Leben erlebt habe — die Pferde greifen aus, wir fahren in den köstlichen, thaufunkelnden Morgen hinaus. Die Landschaft ist nicht gerade schön, aber die frische Natur entzückt und begeistert mich; wenn ich mich nicht vor dem Kutscher genirte, möchte ich einige Verse aus dem Aeschylos mit erhobener Stimme rezitiren.

Unser Weg geht zwischen Stoppelfeldern entlang, von denen die Ernte bereits eingeheimst ist; ich richte, um mich dem Kutscher freundlich zu bezeigen, einige Fragen an ihn, ich thue es jedoch mit Vorsicht, da ich meine Unerfahrenheit in landwirthschaftlichen Dingen kenne und mir nicht gerne durch thörichte Fragen Blößen geben möchte.

„Gute Ernte gemacht dieses Jahr? Tüchtig Roggen eingebracht?" Ueber diese Fragen allgemeiner Natur wage ich mich nicht hinaus.

Der Kutscher erwidert etwas, aber ich verstehe nicht was, da er stark den schlesischen Dialekt spricht; es ist mir auch im Grunde ziemlich gleichgültig, denn mein Interesse ist ein erheucheltes.

Indem wir jetzt an einem Feld vorüberkommen, auf dem etwas Grünes wächst — ich halte es für Kartoffeln, es können aber auch Zuckerrüben sein — geht plötzlich ein Schwarm von ziemlich großen Vögeln geräuschvoll vor uns auf und zieht in langem Flug über die Felder dahin. Mein Kutscher verfolgt sie mit gespanntem Interesse.

„Da fallen sie ein," sagt er, mit der Peitsche hinausdeutend; die Vögel senken sich zur Erde nieder.

„Was war denn das?“ frage ich harmlos; ich hatte die Vögel für Tauben gehalten.

Der Kutscher sieht mich an, als ob er nicht recht wüßte, wie er meine Frage auffassen solle.

„Ja,“ sagte er, „Hühner hat's dies Jahr viele.“

Ich bemerke, daß ich es mit Rebhühnern zu thun gehabt habe und mich beinahe fürchterlich verschnappt hätte. Ich versuche, mein Ansehen durch eine kalte Ruhe wiederherzustellen.

„Habe selten so schöne Rebhühner gesehen,“ sage ich mit gleichgültiger Ueberlegenheit — leider vermag ich nicht festzustellen, inwieweit meine diplomatische Kunst auf den ehrlichen Mann gewirkt hat, da er sich wieder den Pferden zugewandt hat.

Wir sind inzwischen an ein Gehölz gelangt, und während wir hindurchfahren, tönt aus der Ferne der Schall von Flintenschüssen an mein Ohr. Zum ersten Mal fällt es mir ein, daß Jagdzeit ist.

Indem wir aus dem Gehölz herausbiegen, gewahre ich in weiter Ferne eine Anzahl von Männern, die über Felder hinschreiten, sie sind so entfernt, daß sie ganz klein erscheinen; von Zeit zu Zeit löst sich von dem Einen oder dem Anderen ein Rauchwölkchen ab, dann ertönt ein schwacher Knall — die Männer sind auf der Jagd.

Der Kutscher deutet mit dem linken Zeigefinger hinüber.

„Da ist der gnädige Herr,“ sagt er; er sieht sich nach mir um, als wollte er fragen: „Freust Du Dich nicht?“

Ich kann nicht sagen, daß ich mich freue. Wenn ich ehrlich sein soll, so wäre es mir lieber gewesen, wenn ich meinen Vetter daheim bei einem guten Buche vorgefunden hätte. Ich habe gar nicht gewußt, daß er Jäger ist, er hat mir nichts davon gesagt, als er in Berlin war; vielleicht hat er als selbstverständlich angesehen, daß ich es wüßte, die Landbewohner setzen bekanntlich die Jagdpassion bei jedem Menschen voraus. Was mich betrifft, so besitze ich diese Leidenschaft durchaus nicht, nein, im Gegentheil. Indessen, ich glaube gar, ich bin im Begriff, mir die Laune verderben zu lassen? Mein Vetter ist jedenfalls nur hinausgegangen, einen Braten für heute Mittag zu erlegen, und wenn ich Rebhühner auch nicht gern schieße, so esse ich sie doch sehr gern — also was will ich denn noch weiter? Bis zu seiner Rückkehr setze ich mich in die Bibliothek — und dann haben wir den ganzen langen Nachmittag zu philosophischer Erbauung vor uns. In bester Stimmung fahre ich weiter; das Schloß taucht vor uns auf, wir rollen in den geräumigen viereckigen Hof ein.

Vor der Pforte angelangt, knallt der Kutscher mehrmals mit der Peitsche, um unsere Ankunft bemerklich zu machen; es dauert eine geraume Zeit, dann erscheint im Arbeitsanzug ein Diener des Hauses. Der Mann sieht erhitzt und ungeduldig aus, wie Jemand, der alle Hände voll zu thun hat. Ich bin einigermaßen überrascht — ich hatte ein in tiefer ländlicher Stille ruhendes Haus zu finden geglaubt. Der Diener ergreift meinen Koffer und steigt, mir voran, zwei Treppen empor. Auf dem obersten

Flur steht eine ganze Reihe von Stiefeln, mindestens ein Dutzend.

„Gehören die alle meinem Vetter?" denke ich bei mir. „Dann besitzt er ja eine Sammlung." Der Diener öffnet das für mich bestimmte Zimmer, es ist ein heller, freundlicher Raum, dessen Fenster auf den Garten gehen.

„Die gnädige Frau lassen bitten, Herr Assessor möchten ablegen und dann zum Frühstück in den Salon herunterkommen, gnädige Frau werden auch gleich kommen, sie sind gerade sehr beschäftigt."

Der Diener verschwindet, ich fange an, auszupacken und zur Vereinigung meiner Person zu schreiten.

„Die gnädige Frau auch beschäftigt? Was haben die Menschen hier im Hause denn nur zu thun? Machen sie etwa um meinetwillen so viel Aufhebens? Das habe ich ja durchaus nicht verlangt." Um der beschäftigten Hausfrau Zeit zu lassen, mache ich mit aller Gemächlichkeit Toilette, dann öffne ich das Fenster und blicke in den schönen, sehr schönen Garten hinunter. Er entspricht allen meinen Erwartungen, ich fühle mich wieder gleichmäßig gestimmt und trete den Weg nach dem Salon an. Auf dem Flur stehen immer noch die Stiefel — der Anblick derselben berührt mich unangenehm, ich weiß selbst nicht eigentlich, warum, es sind lauter Jagdstiefel. Will mein Vetter in Jagdstiefeln Philosophie treiben? Im Salon steht der Frühstückstisch gedeckt, es ist aber noch Niemand anwesend.

Ich gehe umher und besehe mir die an den Wänden hängenden Bilder, es sind werthvolle, größtentheils alte

Kupferstiche, wahrscheinlich noch vom Großvater her — das scheint ein Mann gewesen zu sein! Ob der auch auf die Jagd gegangen ist? Der Gedanke an den Großvater erweckt mir die Sehnsucht nach der Bibliothek; nach welcher Seite hin mag sie liegen? Es prickelt mir in den Fingern, die Thür zum Nebenzimmer zu öffnen, aber ich könnte in einen Raum gerathen, der nicht für fremde Augen bestimmt ist, ich zügle meine Ungeduld und besichtige noch einmal die Bilder. Die Frau des Hauses kommt noch immer nicht, ich fange zum drittenmal an, mir die Kupferstiche zu besehen.

Da klappt die Thür des Nebenzimmers, ein rascher, energischer Schritt — die ganze Artigkeit der Weltstadt, aus der ich komme, vereinigt sich in dem Lächeln meines Gesichts — ich verbeuge mich vor meiner Wirthin. Eine frische, kernige Blondine steht vor mir, von mittlerer Größe; man könnte sie beinahe „drall" nennen. Sie ist im Hauskleide, hat ein graues Schürzchen angesteckt, das gut zu ihrer netten Figur paßt, sieht mich mit munteren, lächelnden Augen an und reicht mir eine weiße, aber kräftige Hand.

„Die liest keinen Plato," flüstert eine Stimme in mir, während wir uns die Hände schütteln.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen und entschuldigen Sie den Anzug, in dem ich Sie empfange," sagt sie, indem sie mich zum Frühstückstisch geleitet, „aber ich habe alle Hände voll zu thun."

Das wußte ich bereits, ich begnüge mich daher mit einem schweigenden Lächeln.

„Wir haben das ganze Haus voller Besuch," fährt sie fort, indem sie mir eine Tasse Thee einschenkt — es überläuft mich, die Stiefel fallen mir ein, in jedem derselben sehe ich einen störenden Fremdling stecken.

„O — dann — muß ich beinahe fürchten — daß ich zur Last falle?" stottere ich hervor.

„Nicht im mindesten," erwidert sie arglos, indem sie eine Semmel zerlegt, mit Butter beschmiert und auf meinen Teller legt. Sie zeigt eine unglaubliche Gewandtheit in dieser Hantirung, ich überlege im Stillen, daß Frauenhände, welche sehr gut Butterbrode schmieren, meistens sehr schlecht mit Büchern umzugehen wissen.

„Mein Mann ist entzückt, daß Sie kommen," versichert sie weiter, „und daß Sie gerade jetzt kommen; er hat sich schon eine ganze Jagdgesellschaft eingeladen, aber die Hühner und Hasen sind in diesem Jahre so massenhaft, daß sie gar nicht zu bewältigen sind; jeder neue Jäger ist ihm von größtem Werth."

Bei diesen Worten geht es mir eiskalt vom Genick bis in den Magen, ich vermag kaum, die nothdürftigste Fassung zu bewahren. Ich habe das Gefühl von einer unmittelbar bevorstehenden Gefahr, zu deren Abwehr es eines sofortigen Entschlusses bedarf, aber schnelle Entschlüsse sind leider nicht meine Gabe; wie betäubt sitze ich auf meinem Stuhle, starre in meine Tasse, rühre mit dem Löffel darin herum und hüstle endlich ein: „So, so, so?" hervor. Eben will ich mich aufraffen und mit allem Nachdruck erklären, daß ich durchaus kein Jäger, keineswegs zu Jagdzwecken gekommen bin, da erscheint der

Diener und fragt, ob der Koch die gnädige Frau für einen Augenblick sprechen könne. Die Hausfrau erröthet, „sie würde gleich kommen.“ Ich bemerke, daß ich sie aufhalte, und erhebe mich; „sie muß tausendmal um Verzeihung bitten, daß sie mir nicht länger Gesellschaft leisten kann — so viel Besorgungen!“ Ich neige in stummer Entsagung das Haupt, innerlich frohlockend, der Gedanke an die Bibliothek verbreitet Licht in meinem Innern.

„Ich bitte, gnädige Frau, lassen Sie sich nicht abhalten, ich werde mich in die Bibliothek begeben.“ Abermaliges stärkeres Erröthen meiner Wirthin, sie erglüht bis unter das Stirnhaar.

„Ach Gott,“ kichert sie endlich, „ich weiß wirklich nicht, ob ich Sie auffordern darf, in die Bibliothek zu gehen — es — sieht so wenig behaglich darin aus, fürchte ich —“

Ich stutze.

„Wird die Bibliothek neu geordnet?“ frage ich.

„Nein, nein, durchaus nicht, im Gegentheil, mein Mann hält ja die Bücher unter Verschluß, sie stehen unangerührt, aber — da wir nachher darin zu Mittag essen und das Decken so viel Wirthschaft macht —“

Indem ich dies vernehme, fühle ich, wie meine Gesichtsmuskeln mir den Gehorsam kündigen und das bisher zur Schau getragene Lächeln verweigern.

„In der — Bibliothek — wird gegessen?“ stammle ich. Das „Weib“ aber versteht nicht einmal die Ursache meines Schrecks.

„Es ist unser größter Saal,“ fährt sie fort, „und gar

nicht so langweilig, wie Bibliotheken sonst für gewöhnlich sind!" Bei diesen Worten hat sie die Flurthür geöffnet und deutet auf die gegenüberliegende Pforte. „Wenn Sie wollen — dort ist sie; und nun adieu bis zum Mittagessen, ich hoffe, unsere Jäger kommen nicht gar zu spät heim."

Mit einem Kopfnicken, das Andere vielleicht allerliebst gefunden hätten, welches mir indessen nur als der Ausdruck einer frivolen Natur erscheint, verschwindet sie.

Schweren Herzens öffne ich den Saal. Da sind sie. In Regalen bis unter die Decke hinauf stehen sie da, die ersehnten Bücher — aber man kann nicht an sie heran.

Das Wort, welches das „Weib" mir vorhin sagte und das ich nicht verstand, daß mein Vetter die Bücher „unter Verschluß" halte, wird mir verständlich; eiserne Gitter von unglaublich raffinirter Konstruktion verschließen die Regale — man kann jedes einzelne Buch sehen und nicht ein einziges herausnehmen.

Wie ein Verzweifelter gehe ich auf und ab.

„Das ist teuflisch," murmele ich mit geballten Fäusten, „das ist teuflisch." Ich blicke durch die Gitter hindurch — da steht er, der Plato meines Traumes, ein herrliches altes Exemplar! Unwillkürlich greife ich in die Gitterstäbe und rüttle daran — das Gitter widersteht. Während ich rüttle, öffnet sich hinter mir die Thür, der Diener erscheint, einen ungeheuren Ballen Tischtücher und Servietten auf dem Arm. Unangenehm war mir dieser Mensch von Anfang an, jetzt wird er mir unleidlich. Ich bemerke den

erstaunten Blick, mit dem er meine einbrecherischen Versuche beobachtet — ich muß davon abstehen.

„Wo ist denn der Schlüssel zu den Gittern?" frage ich mit erkünstelter Ruhe.

„Den läßt der gnädige Herr nie von sich," giebt er zur Antwort, indem er seinen Ballen in eine Fensternische trägt und dort geräuschvoll auf einen Tisch niedersetzt. Es ist die Fensterecke, die ich im Traume gesehen, meine Fensterecke, und in der steht nun dieser Mensch und sortirt Servietten! Ich kann die Entweihung des Büchertempels nicht länger mit ansehen, ich verlasse die Bibliothek. Was aber nun? Wohin nun?

In den Garten. Ich hole meinen Hut vom Zimmer — wie dumm, daß ich meinen niedrigen vergessen habe — und steige hinunter.

Der Garten ist schön, sehr schön; ich durchstreife ihn von einem Ende bis zum andern. Indem ich unter den Laubgängen dahinwandle, finde ich allmählich meine Ruhe wieder. Ich fühle, daß ich etwas Energisches thun muß; ich werde meinem Vetter mit lächelnder Ueberlegenheit entgegentreten und ihm scherzend, aber fest erklären, daß seine Wege nicht die meinigen sind, daß ich gekommen bin, nicht um Jagdgründe, sondern um seine Bücher zu durchstreifen, und werde mir von ihm den Bibliothekschlüssel ausbitten.

Unter solchen Erwägungen trete ich auf eine Wiese heraus, auf welcher drei Kinder spielen — offenbar die Kinder meines Vetters. Ein Knabe von etwa zehn Jahren, ein jüngeres und ein kleines Mädchen: alle drei der Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.

Indem sie meiner ansichtig werden, stutzen die Kinder, dann kommen sie auf mich zugesprungen.

„Bist Du der fremde Onkel aus Berlin?“ fragt der Knabe.

Ich bin zwar nicht in der Laune, mich mit Kindern abzugeben, aber ich bezwinge mich und lächle freundlich.

„Freilich, freilich, der werde ich wohl sein.“

„Papa ist auf der Jagd,“ fährt der Knabe fort; „gehst Du morgen auch mit auf die Jagd?“

Muß ich denn immerfort an die verdammte Jagd erinnert werden?

„Wir werden ja sehen,“ erwidere ich gutmüthig, denn ich sehe, daß den Kindern viel daran liegt, zu denken, daß ich gleichfalls Jäger sei.

„Kannst Du auch so gut schießen wie Papa?“ fragt das ältere der beiden Mädchen. Soll ich dem Kinde sagen, daß ich überhaupt gar nicht schießen kann? Das hieße mich um jede Hochachtung bei ihnen bringen — ich klopfe dem Mädchen lächelnd auf das Köpfchen.

„Das werden wir ja sehen,“ entgegne ich.

„Wir spielen auch Jagd,“ sagt der Knabe, „paß mal auf!“ Er trägt einen Flitzbogen, das ältere Mädchen eine Jagdtasche, das kleinere einen kleinen ledernen Vogel. „Ich bin der Jäger, die Pauline ist der Jagdjunge und die Emma der Karo.“ Der Knabe schießt einen Pfeil in die Luft, die kleine Emma wirft sich auf alle Viere, nimmt den ledernen Vogel zwischen die Zähne und apportirt ihn zur Pauline, die denselben in die Jagdtasche steckt.

So geht das Spiel weiter — ich sehe demselben mit

innerlichem Kopfschütteln zu. Hier im Hause scheint ja gar kein anderer Gedanke zu herrschen als Jagd und immer Jagd. Will mein Vetter seine Kinder zu Trappern und Fallenstellern erziehen? Wie mag es denn mit der geistigen Entwickelung der Kinder stehen? Aha, dort auf dem Gartentisch liegen Bücher, ich trete hinzu: „Dielitz' Jagdgeschichten" und „Die Pelzjäger in Kanada". Zürnend werfe ich die Bücher auf den Tisch — dachte ich es doch! Aergerlich durchwandere ich noch einmal den Garten.

Da, wo der Park an das freie Feld grenzt, setze ich mich unter einem Baume nieder; vom Nachbardorfe her tönt der Schlag einer Kirchthurmuhr, zwölf Uhr. Vor zwei Stunden erst bin ich angelangt und ich habe ein Gefühl, als wäre ich schon tagelang hier; über den Feldern liegt brütend der Mittag.

Wenn ich jetzt in Berlin wäre! Wahrhaft entsetzt fahre ich vor meinen eigenen Gedanken zurück. Bin ich dazu aufs Land gereist, um mich nach meinen Akten zurückzusehnen? Diesen ersten Tag muß ich verloren geben, das ist wahr, aber morgen werden wir die Sache ins Geleise bringen und Alles wird gut und schön sein. So rede ich mir Vernunft zu. Aber dieser erste Tag, wenn dieser erste Tag nur erst vorüber wäre! Ich sehe nach der Uhr, zehn Minuten sitze ich an meinem Platz und hätte geschworen, daß ich mindestens eine halbe Stunde gesessen hätte. Alle Vernunftgründe können die Thatsache nicht beseitigen, daß ich mich langweile, fürchterlich langweile! Wenn ich nur irgend etwas zum Lesen hätte.

Wenn ich doch ein Buch eingepackt oder mir in Breslau die Zeitung gekauft hätte!

Ob es im Dorf eine Leihbibliothek geben mag? Unsinn! Aber lesen muß ich etwas! Ich springe auf, und wie ein Tiger, der nach Raub ausgeht, mache ich mich auf, um ein Buch zu ergattern.

Ich kehre ins Haus zurück, will noch einmal in die Bibliothek — an der Thür angelangt, höre ich jedoch, wie der unerträgliche Kerl mit den Tellern drinnen klappert und dazu pfeift — empört lasse ich die Thürklinke fahren. Es treibt mich noch einmal in den Salon — da — liegt da nicht etwas Gebundenes auf dem Tisch? Ich stürze darauf zu, es ist ein Photographieen-Album! Ich blicke hinein — Gott, welche Fülle nichtssagender Gesichter! Es bleibt mir wieder nichts mehr übrig als der Garten. An der Küche vorübergehend, sehe ich den Koch auf dem Küchentische sitzen, in eine Zeitung vertieft — der Beneidenswerthe! Ob ich mir das Blatt von ihm ausbitte? Aber das paßt sich doch nicht. Also wieder zurück zur Natur. Mein Weg führt mich von Neuem am Spielplatz der Kinder vorüber; die Kinder sind nicht mehr da, aber auf dem Gartentisch liegt noch eines von ihren Büchern: „Die Pelzjäger in Kanada."

Schwankend trete ich hinzu — Scham und Langeweile liefern sich in meinem Innern eine verzweifelte Schlacht. Herrgott, wenn mich Jemand sähe; wenn mein Chef erführe, was ich für Lektüre während meines Urlaubs treibe — aber keines Menschen Auge sieht mich, mit der Hast des bösen Gewissens greife ich zu — die „Pelzjäger" verschwinden in meiner Tasche — ich stürze fort —

Ich wende mich wieder dem Platze zu, an dem ich vorhin gesessen; mein Weg führt mich an einer im Gebüsch halb versteckten Sandsteinfigur vorbei. Sie stellt irgend eine mythologische Persönlichkeit vor und ist jedenfalls vor Zeiten von dem Großvater errichtet worden. O, solch ein Großvater zu solchem Enkel! Ich trete näher, um mir die Figur genauer anzusehen, da ist es mir, als ob sie die Lippen verzöge und verächtlich „Pelzjäger!" murmelte. Beschämt wende ich mich ab und setze meinen Weg fort. Aber jetzt ist mir alles gleichgiltig, meine Augen dürsten nach Druckerschwärze; unter dem Baum angelangt, falle ich auf den Rasensitz und mit einem Fanatismus, wie ich noch kein Buch gelesen habe, verschlinge ich die „Pelzjäger in Kanada".

Alle möglichen Abenteuer mit Bisons, grauen Bären, Indianern und ähnlichen Thieren habe ich bereits bestanden, drei Viertel des Buches, in das ich mich — zu meiner Schande muß ich es gestehen — vollständig verschmökert habe, sind bereits hinuntergewürgt — da ertönt in meiner Nähe eine Stimme:

„Der gnädige Herr kommen soeben mit den übrigen Herren von der Jagd."

Ganz entsetzt fahre ich auf; ich hatte den Diener — denn natürlich ist es wieder dieser fatale Mensch — gar nicht kommen gehört. Meine erste Bewegung ist, das Buch zu verstecken. Ich bewerkstellige das mit einer Hast, die geradezu auffallen muß; in der That sehe ich denn auch wieder den Blick des Menschen mit demselben Ausdruck auf mich gerichtet, mit dem er heute Vormittag mein

Rütteln am Bibliothekgitter beobachtet hatte. Jedenfalls hat er bemerkt, daß es das Buch des Knaben ist, in dem ich gelesen habe, also ein nicht mir gehörendes Buch, dazu der Schreck, mit dem ich es versteckte — der Mensch muß auf Gedanken kommen — diese Erwägungen durchkreuzen mit Blitzesgeschwindigkeit mein Gehirn, während ich mich erhebe, um dem Diener zu folgen, der mir vorangeht, ich fühle mich auf das Unangenehmste durch dieselben berührt, meine Sicherheit und Fassung sind dahin. Und das gerade in diesem Augenblick, da mein Vetter heimkehrt, da es darauf ankommt, ihm und seiner agrarischen Gesellschaft mit der ruhigen Ueberlegenheit des Großstädters entgegenzutreten! An dem Gartentische vorübergehend, von dem ich das Buch genommen, versuche ich dasselbe rasch und unbemerkt darauf zu legen — es will nicht rasch genug aus der Tasche — es entsteht ein Aufenthalt — der Diener sieht sich nach mir um — da haben wir's! Ich glaube wirklich, der Kerl grinst. Er ist ein Greuel und wird mir den ganzen Landaufenthalt verleiden!

Auf dem Hofe, den ich jetzt betrete, ist unterdessen die Jagdgesellschaft bereits von den Wagen abgestiegen.

Man hat Strecke gemacht, ganze Haufen von Hasen und Rebhühnern liegen an der Mauer des Hauses entlang, auch einige Rehböcke und Fasanen — der Anblick beleidigt mein ästhetisches Gefühl; ich ärgere mich über die Hunde, die an dem Wildpret herumschnobern.

In der Mitte des Hofes stehen die Jäger, lauter robuste Herren, in jagdmäßigster Ausrüstung. Sie unterhalten sich sehr laut und begrüßen sich mit der Hausfrau, die zu

ihnen heruntergekommen ist. „Das Weib“ lacht, scherzt und ist offenbar ganz in seinem Element. Und der hatte ich die Tiefen der platonischen Weisheit erschließen wollen!

Endlich hat mein Vetter, der mitten im Haufen steht, mich bemerkt; er eilt auf mich zu und begrüßt mich auf das Freundlichste, dann führt er mich zu seiner Gesellschaft. Alle Augen richten sich auf mich.

Ich bemerke die unwillkürliche Verwunderung, welche mein hoher schwarzer Cylinder und mein städtischer Anzug hervorrufen, ich selber fühle den Kontrast, meine angeborene Befangenheit vermehrt sich, ich fühle mich verlegen. Der Herr des Hauses unternimmt die Vorstellung: „Mein Vetter, der Ministerialassessor — Graf Soundso — Baron von Soundso — Herr Soundso“ und so weiter — lauter Namen, die ich nie in meinem Leben gehört habe. Mein Cylinder tauscht die höflichsten Komplimente mit den verschiedenen Jagdhüten aus; an dem Ausdruck, mit welchem die Augen jetzt auf mich gerichtet sind, bemerke ich, daß der Titel „Ministerialassessor“ einen gewissen Eindruck gemacht hat.

Man sieht mich an, als wollte man sagen: „Das hätte ich ihm eigentlich nicht zugetraut — aber Ministerialassessor, das ändert die Sache — dann wird er wohl ein ganz schneidiger Kerl sein.“

Ich möchte es verhehlen, aber ich kann es nicht, daß dieser Umschwung der Gesinnung zu meinen Gunsten mir nicht unangenehm ist; ich fühle die Nothwendigkeit, den „Ministerialassessor“ hervorzukehren und den Philosophen in mir zurücktreten zu lassen — soll ich mit diesen

Leuten in diesem Augenblick ein Gespräch über Plato eröffnen?

„Sie haben es mit der Zeit Ihrer Ankunft ausgezeichnet getroffen," wendet sich der Baron von Soundso an mich, „Sie finden eine vorzügliche Jagd; Hasen und Hühner, wie ich sie noch nie so massenhaft gesehen habe, und die Hühner halten noch famos."

Ich weiß zwar gar nicht, was er mit diesem Ausdrucke meint, aber der „Ministerialassessor" verlangt, daß ich Verständniß heuchle. Ich sehe den Sprecher mit wohlwollendem Interesse an und lisple:

„Das ist ja sehr erfreulich."

„Ich habe Deinem Herrn Vetter bereits gesagt," wendet sich jetzt „das Weib" an den Gatten, „wie sehr Du Dich über seine Unterstützung bei der Jagd freuen würdest."

Ich neige verbindlich das Haupt und lächle — soll ich meinen Vetter in diesem Augenblick um den Bibliothekschlüssel bitten? Der Moment wäre doch zu unglücklich gewählt. Meine angeborene Höflichkeit nöthigt mich, meinem Wirthe etwas Angenehmes über seine Jagd zu sagen.

„In der That," sage ich, „auf der Herfahrt habe ich außerordentlich schöne Rebhühner gesehen."

„Ganz recht," versetzt mein Vetter eifrig, „ich glaube, Du hast uns mit Deinem Wagen ein ‚Volk' aufgejagt und zu uns herübergetrieben, sie sind uns nachher ausgezeichnet in den Schuß gekommen."

Ich habe etwas gelernt: einen Schwarm Rebhühner

nennt man in der Jägersprache „ein Volk“ — das werde ich mir merken. Der Graf Soundso fordert mich auf, die Strecke zu besichtigen — soll ich ihm sagen, daß mir der Anblick der gemordeten Thiere widerwärtig ist? Das hieße, mich vor diesen rauhen Agrariern blamiren. Ich bezwinge mich, trete hinzu und wende mich mit verbindlichem Lächeln zu dem Grafen:

„Die Herren haben ja ganze Völker von Hühnern ausgerottet.“

Der Graf lacht, Alles lacht mit, das Lachen klingt wie: „Bravo, der versteht etwas von der Sache!“

„Darf ich Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und Sie fragen, wie Ihnen mein Hund gefällt?“ redet jetzt Herr von Soundso auf mich ein, „ich habe ihn mir neu gekauft.“

Ich sehe mir den Hund an, es scheint mir ein Hund wie alle anderen zu sein.

„Sehr schön,“ sage ich mit wohlwollender Zurückhaltung, „sehr schön.“

Ich weiß absolut nichts weiter zu sagen. Gerade meine Zurückhaltung macht Eindruck. Man sieht sich unter einander, man sieht Herrn von Soundso an. „Der versteht etwas von der Sache,“ sagen die stummen Blicke, „der ergeht sich nicht aus falscher Höflichkeit in übertriebenen Lobsprüchen.“

„Aber der Behang,“ fährt Herr von Soundso eifrig fort, „was sagen Sie zu diesem Behang?“

Wenn ich nur eine Ahnung hätte, was „Behang“ ist! Dieses verfluchte Jägerlatein! Ich weiß gar nicht,

wo ich hinsehen soll — ob damit vielleicht der Schweif gemeint ist? Ich streiche in meiner Verlegenheit dem Hund über den Rücken und lasse seinen buschigen Schweif durch meine Finger gleiten.

„Ich verstehe," sagt Herr von Soundso ganz erhitzt, „Sie wollen mir andeuten, daß die Ruthe etwas lang ist, das gebe ich zu — aber der Behang" — er faßt dem Hunde an die Ohren.

Ich habe wieder etwas gelernt: die Ohren des Hundes nennt man den „Behang".

„Der Behang ist in der That sehr schön," sage ich mit ruhiger Würde.

Alles sieht sich wieder unter einander, Alles sieht Herrn von Soundso an. „Das hat er Dir aber wirklich fein gegeben," sagen die stummen Blicke, „ohne ein Wort zu sagen, hat er Dir angedeutet, wo die schwache Stelle bei Deinem Hunde sitzt; der hat Urtheil, der hat Blick!"

Ich mache reißende Fortschritte in der Werthschätzung meiner agrarischen Genossen; meine Stimmung wird eine ganz merkwürdige, zwiespältige: einerseits bereiten meine Erfolge mir unleugbares Vergnügen, andererseits flößen sie mir dumpfes Entsetzen ein. Meine ganze Lage ist ja unterhöhlt, eine ungeheure Lüge! Man hält mich für einen Jäger, für einen Kenner des Waidwerks — und ich — ein der Beschaulichkeit gewidmeter Philosoph! Noch wäre es Zeit, vor sie hinzutreten und mit ruhiger Würde zu erklären:

„Meine Herren, Sie irren sich in mir; wenn ich

gleich Ministerialassessor bin, so gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß Jagd und Kenntniß des Waidwerks in keiner Weise zu den amtlichen Pflichten eines Ministerialassessors gehören; gehen Sie daher, wenn Sie durchaus müssen, auf die Jagd, fröhnen Sie Ihren zerstörungslustigen Trieben — Ihre Wege sind nicht die meinigen, mir winken edlere Genüsse."

So könnte ich sprechen, so müßte ich sprechen, jeder Augenblick, den ich zögere, reißt mich immer tiefer in die Unwahrheit hinein, macht mir die Rückkehr zum Plato immer schwerer — aber — o Schrecken, ich finde schon nicht mehr den Muth, es zu sprechen, meine moralische Kraft ist bereits untergraben. Ich würde den Ausdruck der Enttäuschung nicht ertragen können, die sich zweifellos aller Gesichter bemächtigen würde, wenn der „schneidige Ministerialassessor" sich vor ihren Augen und Ohren in einen friedfertigen Platoniker verwandelte. Herr von Soundso würde von mir zu erfahren wünschen, woher ich die Berechtigung genommen hätte, ein so abfälliges Urtheil über seinen Hund zu fällen — der Strudel hat mich erfaßt und reißt mich fort und zwar jetzt zunächst in das Haus, wohin sich Alles begiebt, um Toilette für das Mittagessen zu machen.

„Wer unter die Jäger fällt, muß mit schießen," so spreche ich, ein bekanntes Sprichwort mit dem Humor der Verzweiflung variirend, düster vor mich hin, während ich mein Zimmer aufsuche.

Ich komme mir wie verwandelt vor; bin ich noch derselbe, der heute früh, Aeschylos und Plato im Herzen,

hier ankam? „Der Behang des Hundes", „das Volk von Hühnern," „die Ruthe des Hundes" — diese abgeschmackten Worte gehen mir im Kopfe herum; ich gerathe in die Lage eines Menschen, der, auf der Eisenbahn fahrend, dem Klappern der Räder zu lauschen beginnt — bekanntlich gelangt man dabei in kürzester Zeit zu einer Art stumpfen Blödsinns, und trotzdem kann man nicht aufhören, nach dem einfältigen Geräusch hinzuhorchen.

Mit dunklen Augen blickt mein schwarzer Frack aus dem Koffer zu mir empor — für gewöhnlich ist der Frack mir verhaßt, heute erscheint er mir wie das Symbol der Großstadt, der Bildung gegenüber der Rohheit des Landes — aus Opposition ziehe ich ihn an, desgleichen die Lackstiefel; wie die verkörperte Kultur will ich unter die Argrarier treten.

Indem ich den Salon betrete, wo Alles bereits versammelt ist, sehe ich meine Absicht mit Erfolg gekrönt: ich bin der einzige Frack unter lauter Ueberröcken, Jaquets und Joppen.

„Mein Gott, weshalb so feierlich?" sagt mit freundschaftlichem Vorwurf mein Vetter, der meine städtische Eleganz gewahrt. „Wenn man auf der Jagd ist —"

Noch einmal bietet das Schicksal mir die Hand! „Sag' ihm, daß Du keineswegs auf der Jagd bist! Fordere den Bibliothekschlüssel von ihm! Der Augenblick ist günstig, Dein Frack imponirt ihm!" Ein plötzlicher Entschluß erwacht in mir — ich will sprechen — ich räuspere mich — „Lieber Vetter, erlaube mir —"

Da gehen die Flügelthüren des Nebenzimmers auf

— der Diener erscheint — der Teufel hat diesen Menschen erfunden, um ihn mir in den Weg zu schieben — und meldet, daß angerichtet sei. Mein Vetter stürzt auf den Grafen Soundso zu, ihn zu bitten, daß er seiner Frau den Arm bieten möge — der Augenblick ist verpaßt — Alles ist verloren — gebeugten Hauptes schreite ich unter den Uebrigen nach dem Speisesaal, der Bibliothek, hinüber.

Das ist der Raum, wo ich in der Phantasie paradiesische Stunden durchlebt habe — und hier sitze ich nun so — o —

Ich senke die Augen auf meinen Teller, ich vermag den Anblick der entweihten Bücher kaum zu ertragen. Gerade meinem Platz gegenüber steht der herrliche Plato; voll tiefer Rührung blicke ich zu ihm hinüber, wie ein Gefangener zwischen den Stäben seines Kerkerfensters schaut er zu mir zurück.

„Welch ein herrliches Exemplar," spreche ich, in den Anblick versunken, meine Umgebung vergessend, halblaut vor mich hin.

„Nicht wahr? Ein herrliches Exemplar!" ruft Herr Soundso, der mir an der Tafel gegenübersitzt, indem er stolz erfreut auf eine Bärenklaue zeigt, die er als Berlocke an der Uhrkette trägt. Er hat geglaubt, daß mein träumerischer Blick auf ihn geruht und daß mein Ausruf seiner Bärenklaue gegolten habe.

Was soll ich sagen? Was kann ich sagen? Nichts! Ich lächle stumm und verbindlich.

„Erlauben Sie, daß ich mit Ihnen anstoße," fährt er fort, indem er sein Glas erhebt und mich zum An-

klingen nöthigt; „ich freue mich, daß Sie meine Trophäe bemerkt haben, ich sehe, daß Sie von der Sache etwas verstehen."

Sogar von Bärenjagden also verstehe ich etwas! Es ist entsetzlich.

. Herr Soundso ist ganz Feuer und Flamme geworden.

„Ich habe ihn im vorigen Winter geschossen, in Galizien, wo ich zur Bärenjagd eingeladen war; es wird Sie jedenfalls interessiren, wenn ich Ihnen die Geschichte erzähle."

Soll ich ihm sagen, daß mir nichts langweiliger sein würde als das? Unmöglich. Ich lächle stumm und wohlwollend.

Herr Soundso bringt mir die Erlegung seines Bären bei; seine Erzählung überdauert das Gemüse und endigt erst mit dem Ende des Bratens. Die ganze Zeit hindurch muß ich Interesse heucheln! Es ist fürchterlich!

„Nach Galizien sollten Sie einmal kommen," schließt er seinen Bericht: „geben Sie mir einen Wink und ich verschaffe Ihnen eine Einladung."

Auch das noch! Grauenvolle Perspektive!

Die Mahlzeit ist endlich beendet, wir erheben uns, der Kaffee soll im Garten eingenommen werden.

Ich suche mich in möglichster Entfernung von Herrn Soundso zu halten, denn ich zittere bei dem Gedanken, daß ich irgend eine Bewegung machen möchte, die er für den bewußten „Wink" halten könnte.

Es werden Liqueure und Cigarren gereicht, im Augenblick, da ich in die Kiste greifen will, schiebt der Baron von Soundso seine mit Cigarren geladene Tasche zwischen die Kiste und mich.

„Versuchen Sie diese, Herr Ministerialassessor, ich bitte darum.“ Die Cigarren sind wahre Kolosse, ich sehe ihnen an, daß sie furchtbar schwer und auf einen durch mehrstündige Jagdstrapazen gekräftigten Magen berechnet sind; ich zögere.

Der Baron wird dringender.

„Ich glaube Ihnen die Cigarre aufrichtig empfehlen zu dürfen.“ — Was bleibt meiner Höflichkeit übrig? Ich lächle stumm und dankbar und zünde mir eine von seinen Cigarren an.

Kaum ist es geschehen, so bemerke ich die eigennützige Absicht des Gebers: er hat bemerkt, mit welcher Aufmerksamkeit ich vorhin der Bärengeschichte des Herrn Soundso gefolgt bin, es läßt ihm keine Ruhe, er setzt sich neben mich und verabfolgt mir einen Zwölfender, den er im vorigen Herbst in Böhmen geschossen hat. Halb betäubt von der Gewaltcigarre, apathisch in mein Schicksal ergeben, sitze ich da und lasse den Zwölfender über mich ergehen. Meinethalben könnte der Hirsch hundert Enden gehabt haben — mir ist jetzt Alles gleich.

Meine Geduld soll fürchterliche Früchte tragen! Während der endlosen Erzählung des Barons sehe ich die Augen der übrigen Waidmänner von Zeit zu Zeit mit erfreutem Staunen auf mich gerichtet. „Dem kann man ja famos

Jagdgeschichten erzählen," sagen die stummen Blicke, „der glaubt Alles und ist ein dauerhafter Zuhörer."

Im Augenblick, da der Baron jetzt seine Kehle durch einen Schluck Benediktiner salbt, klopft Herr von Soundso mir auf die Schulter.

„Wenn der Baron mit seiner Geschichte zu Ende ist," raunt er mir verheißend ins Ohr, „erzähle ich Ihnen ein kapitales Stück von meinem neuen Hunde." — Es scheint, daß er mir durchaus Hochachtung für seinen neuen Hund abnöthigen will.

Mein Vorrath an Höflichkeit ist beinahe erschöpft, ich verliere das Gefühl meiner Menschenwürde und komme mir wie eine Ablagerungsstätte für Jagdgeschichten vor; ich verfalle in eine Art von hypnotischem Zustand und sehe den Hund des Herrn von Soundso mit einem Hirschgeweih, den Zwölfender des Barons mit langen Hundeohren umherlaufen — ein gequältes Lachen entringt sich meiner Brust. Herr von Soundso bezieht mein Lachen auf seine „kapitale Geschichte" und ist davon entzückt.

„Nicht wahr, die Geschichte ist famos, famos? Hahahaha!"

Er schlägt mir auf die Schulter, nächstens wird er mir Brüderschaft anbieten — ich halte es nicht länger aus, ich erhebe mich. Alles erhebt sich; ein gemeinsamer Rundgang durch den Garten beschließt den Tag.

Im Salon sind, da wir zurückkehren, bereits die Lampen angezündet. Alles sinkt auf Sophas und Fauteuils nieder.

„Ob ich diese weihevolle Stunde benütze, einen letzten

Apelle an das Bildungselement in meinem Vetter zu versuchen? Ich nähere mich ihm.

„Deine Bibliothek scheint prachtvoll zu sein," beginne ich mit dem Tone schmerzlich verhaltenen Vorwurfs.

Er hält die Hand vor den Mund und gähnt.

„Ja — ja — ja — man kommt jetzt wenig dazu, hineinzublicken" — er gähnt noch einmal, er gähnt laut. In schweigender Empörung trete ich zurück.

Das Gähnen des Hausherrn wirkt ansteckend, es pflanzt sich fort, der Krampf bemächtigt sich aller Kinnbacken, Alles gähnt.

Mein Vetter erhebt sich.

„Meine Herren," sagt er, „wir brechen morgen frühzeitig auf — ich glaube mir daher den Vorschlag erlauben zu dürfen —"

Ein allgemeines Aufspringen bekundet, daß sein Vorschlag angenommen ist.

„Auf morgen früh — auf morgen früh" — allgemeines Händeschütteln zur guten Nacht, Niemandem fällt es ein, mich zu fragen, ob ich morgen früh mitgehe, es versteht sich ganz von selbst — ich gehöre jetzt mit zur Rotte — in einem Zustand völliger innerer Vernichtung erreiche ich mein Zimmer und sinke aufs Bett — „Morgen wird es schrecklich tagen," das ist der letzte Gedanke, mit dem ich einschlafend vom Bewußtsein Abschied nehme.

Dröhnende Schritte, welche sich auf dem Flur vor meiner Thür hin und her bewegen, laute, befehlende Stimmen wecken mich am frühen Morgen des nächsten Tages.

Ich erhebe mich vom Lager, ungefähr mit demselben angenehmen Gefühl, welches mich an dem Morgen des Tages beseelte, an dem ich mein Assessorexamen zu machen hatte.

Am liebsten stände ich überhaupt gar nicht auf, aber ich muß mich beeilen, denn ich höre, wie sich die Schritte draußen bereits nach unten hin verlieren. Ich kleide mich an. In meinem Berliner Promenadenanzug soll ich durch Kartoffel- und Rübenfelder marschiren? Und der Hut! Im hohen schwarzen Cylinder auf die Hühnerjagd gehen! Aber was soll ich denn sonst aufsetzen?

Alles, was noch von selbstbewußter Würde in mir vorhanden ist, raffe ich zusammen und lagere es auf meinem Antlitz ab, indem ich jetzt in den Salon trete, wo die Waidmänner bereits beim Frühstück sitzen. Mein Vetter tritt mir entgegen. Der erstaunte Blick entgeht mir nicht, mit dem er meinen „Jagdanzug" überfliegt.

„Bist — Du — fertig?" fragt er zögernd.

„Vollkommen," erwidere ich, ihm ein dreistes Lächeln entgegenhaltend.

Alle Augen richten sich auf mich; mir ist, als hörte ich ein staunendes „Nanu?" durch die Gesellschaft rauschen. Und dabei Haltung bewahren!

Die Agrarier sind ausgerüstet, als gingen sie auf die Büffeljagd: Gamaschen, Schnürstiefel, Alles raffinirt praktisch — und ich! In meinem hellen Promenadenanzuge komme ich mir wie ein Weißer vor, der unter Huronen gerathen ist. Ich bemerke deutlich, wie dieser und jener sich auf die Lippen beißt, um nicht in Lachen auszubrechen

— ich bewahre einen catonischen Ernst und gebe mir den Anschein, nichts von Allem zu bemerken.

Die Wagen sind vorgefahren, wir steigen auf den Hof hinunter — jetzt wird es unangenehm. Die Jäger und Gehilfen, welche unten, ihre Herren erwartend, stehen, stoßen sich bei meinem Anblick unter einander an; weniger höflich als ihre Gebieter, grinsen sie ganz unverhohlen; ein Schlingel von Jägerburschen bricht sogar in ein prustendes Gelächter aus, das um so beleidigender wirkt, als man ihm anhört, daß er es gern unterdrücken möchte, aber nicht kann. Ich möchte den Lümmel hinter die Ohren schlagen — aber ich gebe mir den Anschein, als hörte und bemerkte ich nichts.

Im Portal des Schlosses und hinter den Küchenfenstern steht das Dienstpersonal, Köche, Küchenjungen, Mägde, Hausknechte und natürlich auch der verwünschte Diener! Ich höre hinter meinem Rücken ein unterdrücktes Flüstern, Zischen und Kichern. Wem wird es gelten!

Ich schäume und koche innerlich vor Wuth und gebe mir nach außen den Anschein, als hörte und bemerkte ich nichts — noch ein solcher Tag und ich kehre mit schwerer Beschädigung meines Charakters nach Berlin zurück.

Endlich haben wir unsere Plätze auf dem offenen Omnibuswagen eingenommen, wir fahren ab. Das Gewehr, welches mein Vetter mir aus seinem Gewehrschrank hat verabfolgen lassen, zwischen die Kniee geklemmt, sitze ich in abscheulicher Stimmung zwischen den heiter gestimmten Waidgenossen.

Nachdem wir eine halbe Stunde gefahren sind, halten

wir an; vor uns breitet sich ein ungeheures, mit grünem Kraut bewachsenes Feld aus.

„Ich denke, hier in den Kartoffeln fangen wir an," sagt mein Vetter; Alles stimmt bei. Also so sieht ein Kartoffelfeld aus?

Wir steigen vom Wagen, beim Absteigen verwickelt sich der Lauf meines Gewehrs in meine Kneiferschnur und reißt mir den Kneifer von der Nase. Das verursacht mir eine ärgerliche Empfindung und erinnert mich daran, daß ich mit dem Kneifer nicht werde schießen können. Glücklicherweise trage ich eine Brille bei mir, die ich nun hervorhole und aufsetze.

Die Jäger stellen sich am Rande des Kartoffelfeldes entlang auf, so daß dasselbe quer vor ihnen liegt.

„Gehen Sie mit dem Herrn Assessor," wendet sich mein Vetter an seinen Jäger, „und nehmen Sie den Hund mit."

Der Jäger nimmt mein Gewehr und ladet dasselbe, währenddessen tritt der Hund heran und beschnüffelt mich, um mit mir Bekanntschaft zu machen. Täusche ich mich oder zeigt das Thier in den Augen einen gewissen Ausdruck des Mißtrauens?

Der Jäger geht vor mir her, mir meinen Stand zu zeigen, er trägt an der Seite eine ungeheure Jagdtasche, in welche die von mir zu erlegenden Beutestücke kommen sollen. Ein grimmiges Lächeln spielt um meine Lippen. „Du wirst heute leichtes Gepäck haben."

Ich erhalte meinen Platz auf dem äußersten linken Flügel der Schützenlinie; sobald ich denselben erreicht

habe, setzt die ganze Linie sich in Bewegung, quer durch das Feld hin.

Herrgott, ist das ein Gehen!

Gehen kann man es überhaupt gar nicht nennen — ein beständiges Stolpern — solch ein Kartoffelfeld ist ja eine ganz abscheuliche Einrichtung! Die Kartoffeln sind in langen Wällen gepflanzt, jeder dieser Wälle ist von zwei Furchen eingeschlossen; man muß von einem Wall zum andern über die Furchen hinwegsteigen, tritt aber selbstredend häufig in dieselben hinein. Und während man sich in dieser halsbrecherischen Weise fortbewegt und obendrein einen geladenen Schießprügel in den Händen unterzubringen hat, soll man die Nase in die Höhe heben und aufpassen auf das, was sich hoch in den Lüften begiebt? Das ist ja einfach thöricht und abgeschmackt.

Ich fühle mich vor Aufgaben gestellt, die auf keine Weise zu vereinigen sind, und habe nur einen einzigen sehnlichen Wunsch: daß sich mir keine Gelegenheit bieten möge, auf irgend etwas schießen zu müssen.

Außerdem ärgere ich mich über den Hund; derselbe läuft vor uns her, sieht sich immerfort nach dem Jäger um und nicht ein einziges Mal nach mir. Ich werde ihm zeigen, wer heute sein Gebieter ist, ich werde ihn anrufen. Dabei fällt mir jedoch ein, daß ich gar nicht weiß, wie er heißt. Ich werde es auf gut Glück versuchen.

„Phylax! Komm hier, Phylax!“ Er hört nicht. — Natürlich, so heißen ja nur Hofhunde.

„Tyras! Tyras, hier!“ Er hört wieder nicht. Ich gehe die ganze Reihe der mir erinnerlichen Hundenamen durch.

„Kastor! Nero! Hektor! Lord!“ Alles vergeblich. Wie heißt denn der verdammte Köter nur?

Ob ich den Jäger frage? Aber das könnte komisch klingen und meiner Würde Abbruch thun.

Es ist mir überhaupt unangenehm, daß der Jäger hinter mir hergeht; ich habe das Gefühl, daß er mich fortwährend mit erstaunten Blicken ansieht. Viel lieber ginge ich allein, ohne einen solchen Aufpasser, dann könnte ich wenigstens meinen Gedanken nachhängen.

In diesem Augenblick durchfährt es mich wie ein elektrischer Schlag — auf dem rechten Flügel ist ein Schuß gefallen, gleich darauf ein Schwirren in den Lüften — ein Volk von Hühnern geht an der ganzen Linie entlang — ein Knattern von Schüssen — jeder der Jäger holt ein Huhn herunter.

„Herr Assessor!“ höre ich den Jäger hinter mir schreien.

Was will denn der Mann? Ich sehe mich um.

„Die kamen aber schön,“ sagt er — offenbar will er mir andeuten, daß ich hätte schießen müssen. Ich fühle, daß ich etwas thun muß, um mein gefährdetes Ansehen wiederherzustellen.

„Zu weit,“ sage ich mit überlegenem Achselzucken, „zu weit.“

Während ich noch spreche, deutet der Jäger mit ausgestrecktem Zeigefinger nach vorn.

„Herr Assessor,“ ruft er, aufgeregt flüsternd, „Herr Assessor, der Hund!“

Was ist denn nun wieder mit dem Hunde los? Ich wende mich — derselbe bietet ein höchst merkwürdiges Bild: mit hochgespitzten Ohren kriecht er Schritt vor Schritt durch das Kartoffelkraut, den Leib in schlangenartigen Windungen einherziehend, die Augen starr auf einen im Kraut versteckten Punkt gerichtet. Jetzt bleibt er wie angenagelt stehen und rückt und rührt sich nicht.

Ich begreife gar nicht, was das Alles heißen soll.

„Was macht denn der dumme Köter?“ will ich eben fragen — da bekomme ich einen furchtbaren Schreck: dicht vor der Nase des Hundes steigt mit betäubendem Geprassel ein Vogel auf, der mir riesengroß erscheint. Ein plötzliches Gefühl sagt mir, daß irgend etwas vorgeht — blindlings reiße ich das Gewehr an die Backe und krach — krach — schieße ich mit beiden Läufen irgendwohin. Das Huhn fliegt weiter — als wäre nichts geschehen — der Hund sieht ihm nach — ich habe zwei Löcher in die Natur geschossen.

„Das war schade,“ ruft Herr Soundso, der mir zunächst geht — hol' ihn der Teufel!

Der Jäger nimmt mein Gewehr, um es von Neuem zu laden; er thut es, ohne ein Wort zu sagen, und sieht mich dabei nicht an — die Sache fängt gut an.

Wir gehen weiter — fortwährend fallen jetzt Schüsse zu meiner Rechten — zu mir kommt nichts — Gott sei Dank!

Da plötzlich macht mein Hund einen mächtigen Satz

nach links, im selben Augenblick bricht ein Hase aus den Kartoffeln, um nach links über das Stoppelfeld zu galoppiren.

Der Hund wird ganz rasend und will offenbar dem Hasen nach. Das scheint mir sehr vernünftig, wie ich denn jetzt überhaupt geneigt bin, dem Hunde, der mir als Jäger weit überlegen zu sein scheint, unter allen Umständen beizupflichten.

Also nur zu — „Allons, faß ihn, faß!" rufe ich, auf den Flüchtling deutend; der Hund läßt sich das nicht zweimal sagen und saust hinter Lampe her.

Jetzt aber wird wieder der Jäger ganz rasend. Er setzt die Finger an den Mund und pfeift wie eine Lokomotive. „Karo! Karo, hier! Wirst Du, hier! Wirst Du —"

Um des Himmels willen, was habe ich gethan! Ich habe den biedern Karo — jetzt fällt es mir ja auch ein, daß die kleine Emma gestern einen Hund dieses Namens vorstellte — zu einer Todsünde, zur Verfolgung eines Hasen veranlaßt. Dafür stehen im Strafgesetzbuch für Jagdhunde mörderliche Prügel — und indem mein vierbeiniger Schuldgenosse jetzt winselnd auf dem Bauche zu dem erbosten Jäger herangekrochen kommt, fühle ich alle Qualen des belasteten Gewissens.

Der Jäger zeigt sich äußerst roh; er faßt den unglücklichen Karo an den Ohren und zaust ihn unter wiederholtem: „Pfui, Has! Pfui, Has!" Karo's Gewinsel schneidet mir ins Herz — wenn er sprechen könnte, ich würde schöne Dinge zu hören bekommen. Daß er von nun an erst recht keine Notiz von mir nimmt und

mich höchstens mit einem Blick ansieht, als wollte er sagen: „Du bist ja ein netter Onkel!" kann ich ihm wahrhaftig nicht verdenken.

Wir sind unterdessen endlich aus den unglückseligen Kartoffeln herausgekommen.

Die Sonne ist höher gestiegen und fängt an unbarmherzig auf meinen schwarzen Cylinder herniederzubrennen; es wird heiß, sehr heiß.

Ich fange an zu transspiriren, und während meine Stirn sich feuchtet, empfinde ich gleichzeitig eine kalte Feuchtigkeit an meinen Füßen. Ich blicke an mir nieder — welch ein Anblick! Das Kartoffelkraut ist vom Thau benetzt gewesen, meine Stiefel sind mit einer Kruste von Erde und Lehm bedeckt, meine schönen hellen Beinkleider sind mit grünlichen Streifen umsäumt. Es sind meine einzigen.

Mit verzweifeltem Entschlusse beuge ich mich nieder und kremple die Beinkleider auf — wenn mein Chef mich in diesem Aufzug sähe!

In derselben Weise, wie vorhin die Kartoffeln, greifen wir jetzt ein Feld von Zuckerrüben an, das sich wie eine grüne Steppe vor uns ausbreitet.

Es geht sich hier etwas besser als in den Kartoffeln, das ist wahr; mitten durch das Feld jedoch ist ein Drainirungsgraben gelegt.

Was nun? Hindurchwaten? Ich danke schön — also hinüberspringen; es bleibt nichts Anderes übrig. Ich bin nie ein großer Turner gewesen und habe, glaube ich, seit zehn Jahren keinen Sprung mehr gethan. Fatal, fatal, fatal! Aber was hilft's? Die Agrarier sind

Alle schon hinüber — ich nehme einen Anlauf — halt — daß ich nur den Cylinder nicht verliere, er sitzt ohnedies nicht fest — was mache ich mit dem Unglücksding? Ich hab's — ich nehme ihn ab und werfe ihn mir voraus über den Graben — gesagt, gethan — der Cylinder springt mir voran und giebt, auf die Rüben aufschlagend, einen hohlen Ton des Unwillens von sich — besser wird er durch solche Behandlung freilich nicht werden.

Dazu kommt, daß Karo, der das Manöver mit gespanntem Interesse verfolgt hat, Miene macht, den Cylinder zu apportiren — das Thier will sich an mir rächen!

Natürlich! Gefahr ist im Verzuge — ich nehme wieder fünf Schritte Anlauf — hop — hop — hop — mit der Wucht einer Bombe aus einem vierundzwanzigpfündigen Mörser erreiche ich den jenseitigen Rand und schlage der Länge nach in die Rüben hin. Mit freudigem Gebell stürzt Karo sich im nämlichen Augenblick auf meinen Hut und hebt ihn, die Krempe mit den Zähnen erfassend, auf.

Ein Kampf entspinnt sich zwischen mir und dem Vierfüßler. „Laß los! Aus!“ Der unglückliche Cylinder ächzt, nach beiden Seiten gerissen. Endlich habe ich ihn wieder erobert — er ist jetzt durchaus nicht mehr zu eng. Während ich ihn aufsetze, blicke ich an mir nieder — mein Rock hat sich gleichfalls mit grünen Streifen geschmückt und sieht den Beinkleidern wieder ähnlich.

Die Waidgenossen sind schon weit voraus, ich setze

mich in Galopp, um nachzukommen. Prrr — prrr — gehen rechts und links vor meinen laufenden Füßen Hühner nach allen Seiten auf — laß sie fliegen — was gehen mich die einfältigen Vögel an!

Das Laufen bei solcher Hitze ist aber gar zu angreifend — ich falle wieder in Schritt. Ich fange an übermäßig zu transspiriren — von der Stirn lösen sich schwere Tropfen und fließen mir über die Brillengläser — die ganze Welt hüllt sich mir in Schleier.

Es könnte jetzt ein Elephant vor mir aufstehen, ich würde ihn nur undeutlich erkennen — und dabei soll man auf so lächerlich kleine Gegenstände zielen, wie es diese Hühner sind!

Die Jagd ist eine rohe, geistlose, unwürdige Beschäftigung! Ich verwünsche meinen Vetter, ich verwünsche seine Gäste, den Jäger, den Hund, die Hühner, ich verwünsche die ganze Welt und überlege, ob ich nicht mein Gewehr abgeben und kurzweg nach Hause umkehren soll.

Aber ich komme natürlich wieder zu keinem Entschluß und keuche weiter durch die Rüben.

Am Rande des Feldes stehen bereits die Jäger; sie machen eine Berathungspause. Ich mag gar nicht zu ihnen herantreten, beschäftige mich vielmehr damit, meine Brillengläser zu putzen und sodann mein weißes Schnupftuch um meinen Cylinder zu wickeln. Ich fühle, daß mir die schwarze Farbe meines Hutes unfehlbar einen Sonnenstich zuziehen würde.

Die Berathung ist beendet.

„In die Erbsen," ruft mein Vetter meinem Beauf-

sichtiger zu. Er wendet sich schon gar nicht mehr an mich, als ob ich von dem Jäger am Gängelbande geführt würde. Die feindselige Stimmung gegen meinen Vetter wächst in mir.

Also — in die Erbsen.

Kartoffeln, Rüben, Erbsen — der dritte Gemüsegang — ich durchlaufe ein ganzes Vegetarianerdiner.

In den Erbsen giebt es gleichfalls Hühner — sind diese Unglücksgeschöpfe denn überall? Eines derselben ist thöricht genug, vor Herrn Soundso, meinem Nebenmann, aufzugehen. Er schießt; das Huhn senkt sich zu mir nieder — wie vom Teufel gefaßt, reiße ich das Gewehr empor und schieße gleichfalls — Karo macht einen Satz und kommt im nächsten Augenblick, das zappelnde Huhn zwischen den Zähnen, zurück.

Herr Soundso wendet sich zu mir.

„Das Huhn gehört Ihnen," ruft er, „das haben Sie geschossen!"

„Ich — hätte — ein Huhn geschossen? Das ist ja Unsinn!" will ich eben Herrn Soundso zurufen, „Sie haben es ja geschossen!" — Aber er geht schon wieder weiter.

Der Jäger, der das Huhn in die Jagdtasche steckt, denkt offenbar wie ich — er sieht mich nicht an, ein durch den Respekt gezügeltes, aber nicht ganz unterdrücktes Lächeln spielt um seinen Mund — die Lage wird mir klar: Herr Soundso hat mir ein Huhn geschenkt! Also auch das noch! Ich werde im wahren Sinne des Wortes genöthigt, mich mit fremden Federn zu schmücken!

Empört setze ich meinen Gang durch die Erbsen fort.

Unterdessen sind die Wagen herangekommen; man versammelt sich zum Frühstück. Ich kann mich nicht ausschließen.

Obschon der Aerger mir allen Appetit geraubt hat, muß ich zu den Uebrigen treten, und um mich nicht lächerlich zu machen, muß ich Gleichmuth und Heiterkeit zur Schau tragen.

Die Jagdtaschen der Jäger sind bis zum Bersten gefüllt; alles hat ungeheure Beute gemacht; aus Höflichkeit vermeidet man zu fragen, was ich geschossen habe. Glücklicherweise sind alle so mit ihren Erfolgen beschäftigt, daß ich mich nicht in die Unterhaltung zu mischen brauche. Mit schweigender Wuth verzehre ich einige Butterbrote. — O Plato, o Bibliothek, o Fensterecke!

Mittlerweile hat sich indessen im Westen ein Gewölk erhoben, welches jetzt an Ausdehnung gewinnt.

„Ich fürchte, wir bekommen Regen," sagt der Baron von Soundso.

Wie Glockenton schlägt dies Wort an mein Ohr; wenn's regnet, müssen wir umkehren!

„Glauben Sie wirklich?" fragt mein Vetter; „das wäre unangenehm, denn wenn es aus der Ecke erst einmal anfängt zu regnen, hört es in einigen Stunden nicht auf."

„Das wäre ja — herrlich," will ich herausplatzen, besinne mich aber und murmele: „Sehr bedauerlich."

Die Gesichter der Jäger werden besorgt — ich juble

innerlich, verberge jedoch meine Freude unter einem bekümmerten Gesicht — als vollendeter Heuchler werde ich nach Berlin zurückkehren.

Mit krampfhafter Spannung haften meine Blicke an dem Gewölk, welches meiner Ansicht nach unverzeihlich langsam vorschreitet. Ich schicke ein Stoßgebet zum Himmel: „Laß es regnen! Ich opfere Dir meinen Promenadenanzug nebst Cylinder, nur laß es regnen!“

Plötzlich fühle ich einen Tropfen auf meiner Nasenspitze und gleichzeitig vernehme ich ein leises Trommeln auf dem Deckel meines Hutes.

„Ich glaube, es regnet bereits!“ Ich rufe es unwillkürlich ganz laut — ich vermag meinen Jubel nicht mehr zu zügeln.

Der Ausdruck meiner Freude wird indessen allgemein als Zeichen der Betrübniß aufgefaßt.

„Ja,“ sagt der Graf Soundso, indem er sein Gewehr ins Futteral steckt, „es ist schade, aber es ist wahr, es wird gleich heftig regnen.“

„In Strömen,“ versichere ich eifrig, „in Strömen!“ Ich bin entschlossen, den glimmenden Funken der Unlust an weiterem Jagen zur Flamme anzublasen.

Im nächsten Augenblick fängt es an, auf Kraut und Blätter herniederzurauschen, mein Sehnen ist erfüllt, die ganze Gegend hüllt sich in graue, fließende Schleier, wir stehen mitten im ausgiebigsten Regen.

„Es ist kein Vergnügen mehr,“ sagt mein Vetter, „ich glaube wirklich, wir thun am besten, nach Haus zu fahren.“

Ein allgemeines betrübtes Kopfnicken pflichtet seinem Vorschlag bei. Alles wendet sich den Wagen zu.

Sobald ich die Rückkehr als gesichert ansehen darf, erwacht ein dreister Frevelmuth in mir.

„Es ist ein Jammer, ein Jammer!" rufe ich laut, „sollen wir denn wirklich umkehren? Ich denke immer noch, es klärt sich wieder auf."

Mein Vetter versichert mir wiederholt, daß das nicht zu erwarten sei — ich lausche ihm mit theilnahmsvoller Aufmerksamkeit.

„Du mußt es freilich besser wissen — und ich bescheide mich," sage ich zu dem Arglosen. — Wenn er in mein Inneres schauen könnte! Wie hoch steht er in diesem Augenblick moralisch über mir!

Alles sitzt stumm und mißmuthig im Wagen, der uns zurückfährt; je ärgerlicher die anderen sind, um so heiterer werde ich.

„Mich trifft es eigentlich am härtesten," erkläre ich lächelnd, „ich hatte eben angefangen, mich mit dem ungewohnten Gewehr einzuschießen und den Hund an mich zu gewöhnen — ich hatte noch auf eine schöne Jagd gerechnet."

Man sieht mich an, als wollte man sagen: „Der hat aber Leidenschaft!"

„Vielleicht können wir heut Nachmittag wieder hinaus," vertröstet mich mein Vetter.

Das dämpft einigermaßen meine gute Laune. Der Himmel gebe, daß es bei dem Regen bleibt.

Zu Hause angelangt, trete ich den Fragen „des

Weibes," die sich erkundigt, ob ich viel geschossen hätte, mit verhärteter Dreistigkeit entgegen.

„O — ich fing eben an eine herrliche Jagd zu machen — aber da kam dieser unglückselige Regen!"

„Ja, es ist schade."

„Ein Jammer, gnädige Frau, ein Jammer, aber das sind die Launen der Jagd."

Sie lächelt. „Ein schneidiger Kerl!" sagt ihr Blick.

Auf meinem Zimmer angelangt, entledige ich mich der Stiefel und des Rocks — die Beinkleider muß mir der Diener, so gut es durch Bürsten geht, wieder gesellschaftsfähig machen. Während es geschieht, lausche ich entzückt, wie der Regen an die Fensterscheiben schlägt.

„Das wird wohl den ganzen Tag so fortregnen?" frage ich mit lauernder Freude.

Der Diener blickt hinaus.

„I nein," entgegnet er, „in ein, zwei Stunden ist Alles wieder vorbei."

Der abscheuliche Mensch! Natürlich muß er mir wieder die Stimmung verderben!

Vorläufig aber bleibt der Himmel grau wie ein Sack, und wenn ich vorderhand nicht in die Bibliothek kann, da in derselben der Mittagstisch zugerichtet wird, so erwacht doch ein still ahnendes Hoffen auf heute Nachmittag. Die Agrarier werden Billard oder Karten spielen, ich dagegen werde meinen Vetter nun endlich um den Bibliothekschlüssel ansprechen, und wenn ich denselben erst einmal habe, dann —

Mit besonderem Behagen ziehe ich heute Frack und

Lackstiefel an. Mit Ungeduld erwarte ich das Zeichen zum Mittagessen — ich wollte, es wäre schon vorüber. Endlich ertönt die Küchenglocke, heute bin ich unter den Ersten im Salon unten.

An der Tafel habe ich wieder meinen gestrigen Platz — verheißend blickt mein herrlicher Plato, mit dem ich schweigend liebäugle, zu mir herüber: mir ist, als spiele ein Lächeln über seinen Lederrücken, als flüsterte er leise: „Wir Beide verstehen uns."

Ein peinlicher Zwischenfall tritt während des Essens dadurch ein, daß zum Nachtisch die Kinder erscheinen. Wohlerzogen gehen dieselben, von dem Knaben geführt, zu jedem der Gäste heran, reichen ihm die Hand und erkundigen sich, wie viel er geschossen hat.

Wenn der Junge zu mir kommt, so kann das sehr unangenehm werden; was thun? Die kleinen Jagdwütheriche sind nur noch zwei Plätze von mir entfernt. Mit verzweifeltem Entschluß wende ich mich über den Tisch an Herrn Soundso und erkundige mich noch einmal nach gewissen Einzelheiten seiner gestrigen Bärengeschichte, die mir angeblich entfallen sind.

Mit liebenswürdigster Bereitwilligkeit wiederholt er mir die ganze Geschichte, ich beuge mich so weit als möglich über den Tisch — vielleicht schreckt es den Jungen ab.

Jetzt sind die Kinder an meiner Seite.

„Wie viel hast Du denn geschossen, Onkel?"

Ich höre es ganz genau, aber ich stelle mich taub und hänge an Herrn Soundsos Lippen.

Die arglosen Kindergemüther sind jedoch nicht so leicht zu beruhigen.

„Wie viel hast Du denn geschossen, Onkel?" wiederholt hartnäckig der furchtbare Knabe.

Taub kann ich mich nicht mehr stellen, denn alle Welt muß es gehört haben — ich spiele den Zerstreuten; mit väterlicher Milde lege ich die Hand auf des Knaben Haupt, und ohne mich umzusehen sage ich:

„Ja, ja, mein Junge, Du hast ganz recht, Dein Papa hat eine ganz famose Jagd."

Jetzt bin ich sie los — die armen Würmer gehen zum Nebenmanne — meine Berechnung hat den Sieg über die unschuldigen Wesen davongetragen.

Ich büße meine Schuld, indem ich die Bärenjagd des Herrn Soundso noch einmal in ihrer vollen Ausdehnung über mich ergehen lasse und mich der Gefahr aussetze, daß er mich stehenden Fußes nach Galizien einlädt.

Inzwischen habe ich nicht ohne Besorgniß vernommen, daß der Regen nicht mehr an die Fensterscheiben schlägt, und als wir uns jetzt erheben, sehe ich mit Schrecken, daß es zu regnen aufgehört hat.

Alles tritt an die Fenster, um hinauszuspähen; die Entscheidung naht — ich fühle, wie mir das Herz im Leibe stillsteht.

„Es sieht doch noch drohend aus," äußert endlich der Baron von Soundso, der Wetterprophet. — Man stimmt ihm bei — gerettet! Ich möchte dem Baron um den Hals fallen und bin erbötig, seinen gestrigen Zwölf-

ender noch einmal von Anfang bis zu Ende entgegenzunehmen.

Wir verfügen uns zum Kaffee in den Gartensaal. Vorschläge werden laut zu einer Partie Billard, zu einer Partie Skat oder l'Hombre; Befehle werden dem Diener ertheilt — ich zittere vor innerer Freude — die Stunde naht — noch einige Augenblicke, welche ich der Schicklichkeit halber der Unterhaltung weihe — dann werde ich zu meinem Vetter sprechen.

Da plötzlich wird die Thür des Gartensaales von draußen ungestüm aufgerissen — auf der Schwelle erscheint mein Jäger — Karo bellend hinter ihm drein.

Wie sieht der Mann aus! Er hat das Gewehr am Riemen umgehängt, seine Stiefel sind bespritzt, seine Augen funkeln.

„Gnädiger Herr," schreit er, den Hut vom Kopfe reißend, „gnädiger Herr, die Schnepfe ist da!"

Die Wirkung dieser Worte ist fürchterlich: sämmtliche Agrarier springen auf, als wären sie plötzlich toll geworden.

„Tiroh! Die Schnepfe! Tiroh!" Wilde Ausrufe erfüllen den Saal, mit jauchzendem Gekläffe stimmt Karo ein, die Kinder kreischen vor Entzücken. Während ich noch ganz starr und rathlos stehe, schlägt mir der Baron von Soundso auf die Schulter.

„Sie haben Glück!" donnert er mich an, „Sie haben Glück! Kommen Sie — wir machen uns fertig!"

Auf meinem Zimmer erst komme ich zum Bewußtsein meiner Lage: ich soll und muß auf die Schnepfenjagd!

Soll ich denn wirklich? Kann ich mich auf keine

Weise drücken? Nein — nachdem ich mich heute Vormittag so auf den erpichten Waidmann aufgespielt habe, kann ich nicht!

Schon höre ich draußen meines Vetters Stimme, der wie ein General auf dem Schlachtfelde Befehle in den Hof hinunterdonnert:

„Den Wagen anspannen! Treiberjungen bestellen!"

Herrgott, hat der Mensch ein Organ! Und mit dem habe ich Plato lesen wollen!

Aber was in aller Welt soll ich anziehen? Meine Stiefel von heute Vormittag sind durch die Nässe gänzlich verschwollen und verquollen — ich komme gar nicht hinein. In Morgenschuhen etwa? Was bleibt mir übrig? In Lackstiefeln muß ich auf die Schnepfenjagd! Das wird nett, nachdem es Stunden lang geregnet hat! Der verwünschte Regen! Aber habe ich ihn nicht selbst vom Himmel herabgefleht? Ich zürne, rase, tobe wider mich selbst.

Ich kenne in Berlin einen tragischen Dichter, dem werde ich die Geschichte von meiner Schuld und Buße erzählen. Ach, hol' der Teufel den tragischen Dichter! Der sitzt jetzt sicherlich in Berlin im warmen, behaglichen Kaffeehaus — und ich! Wäre ich doch in Berlin! Wäre ich doch nie herausgekommen auf das unglückselige Land!

Ich will hinaus und hinunter — aber um Gotteswillen, ich habe ja noch den Frack an!

In Frack und Lackstiefeln auf die Schnepfenjagd! Generationen von Agrariern werden meinen Namen mit Hohn und Spott nennen! Ich stelle ja das Ministerium

an den Pranger, welches in mir verkörpert auf die Schnepfenjagd geht! Was würde mein Chef sagen, wenn er sähe, wie ich das Ministerium vertrete! O mein Gott, der Chef, der Chef!

Ich reiße den Frack ab und fahre in den Rock, der noch zum Trocknen über einer Stuhllehne hängt — uh! — er ist feucht wie ein Handtuch! Ich schnattere vor Frost, während ich ihn anziehe — im Geist stelle ich eine Berechnung an: Mein Urlaub dauert noch sechsundzwanzig Tage — ob die ausreichen werden, den Rheumatismus zu kuriren, den ich mir heute unfehlbar hole?

Das ist die leibliche und geistige Erquickung, von der ich geträumt habe, das? O Excellenz, ich werde Sie nie im Leben mehr um Urlaub behelligen, nie im Leben!

Während ich im Zimmer umhertobe, öffnet sich die Thür.

„Die Herrschaften sind schon alle unten," meldet mit widerwärtiger Aufgeregtheit der Diener. Täusche ich mich oder spielt ein infames Lächeln um die Lippen des Nichtswürdigen?

„Ja doch!" brülle ich ihm entgegen, so daß er zurücktaumelt; an ihm vorüber schreite ich wie ein Gewittergewölk die Treppe hinunter.

Alles sitzt schon auf dem Omnibus — ich steige auf und ziehe die Füße unter den Sitz, um meine Lackstiefel zu verbergen.

„Vorwärts!" ruft mein Vetter, der wie alle Uebrigen vor ekelhafter Ungeduld brennt — der Kutscher peitscht auf die Pferde. Auf dem Bock neben dem Kutscher sitzt

der Jäger, der während der Fahrt Bericht erstattet. Eine Schnepfe ist aufgespürt worden — und um einer Schnepfe willen eine solche Zerstörung häuslichen Friedens und Glücks!

„Wo liegt sie?"

„Im Teichwald."

Im Teichwald — ein ganzes Meer von Sumpf und Feuchtigkeit athmet aus diesem Wort.

Die Räder unseres Wagens fliegen durch die Wasserlachen des Weges dahin — das Wasser spritzt rechts und links um uns — von Zeit zu Zeit erdröhnt mein Cylinder, von einem schweren Tropfen getroffen.

Im Hintergrund steigt wie eine graue Wand der Teichwald auf — wir biegen von der Straße ab — am Rand des Waldes steht ein Haufe von Treibern und Treiberjungen mit Stöcken bewaffnet.

Ich forsche in ihren Gesichtern — meine verdüsterte Gemüthsstimmung sucht nach Bundesgenossen — hoffentlich werde ich Mißmuth in ihren Gesichtern entdecken, Groll über die Tyrannei agrarischer Magnaten, welche sie zu solcher Stunde zum Frohndienst zwingt?

Ich habe mich getäuscht — sie grinsen vor Aufregung und Vergnügen. Der Jäger nimmt die Treiber mit sich — während dessen stellen wir uns am Waldrand auf.

Kein lautes Wort — alles flüstert, als läge ein Tiger im Wald, den man nicht wecken dürfe.

Ich fühle mich in meiner Wuth aufgelegt, die Stille durch ein lautes, höhnendes Lachen zu unterbrechen — aber ich glaube, man würde mich massakriren.

„Die Schnepfe kommt gewöhnlich hoch über die Bäume weg," sagt mein Vetter, indem er mich anstellt — ein Wink, wo ich die Augen hinzurichten habe.

Ich stehe so, daß ich meine Nebenmänner nicht sehen kann — gut — so kann ich wenigstens thun, wie ich will.

Ich setze das Gewehr zur Erde, stecke die Hände in die Hosentaschen und blicke trotzig auf die Erde. Meine Lackstiefel sind natürlich gänzlich durchnäßt — ich fühle, wie meine Füße den Rheumatismus aufsaugen und wie derselbe langsam in meinem Körper aufsteigt.

Ich werde meinem Herrn Vetter die Kurkostenrechnung schicken!

Inzwischen rücken die Treiber auf uns an.

Sie schlagen mit Stöcken an die Bäume, in die Büsche; man hört ein beständiges „Huß — huh — trrr" —

Wider meinen Willen bemächtigt sich meiner die Aufregung, ich erhebe das Gewehr — ha, wenn mir etwas kommt! Ich schieße auf Alles, auf Alles! Aber es kommt nichts.

Die Treiber sind bis in unsere Linie vorgerückt — daß das ganze Volk wieder mit glotzenden Blicken an mir hängt, versteht sich von selbst — keine Schnepfe. Gewiß ist überhaupt gar keine da und die ganze Geschichte ist nur eine Einbildung dieses aufgeregten Menschen, dieses Jägers gewesen. Wie will man denn überhaupt eine einzelne Schnepfe, einen so winzigen Vogel, in einem so großen Wald ausfindig machen?

Vorläufig aber muß ich mich wieder der Leitung

meines Vetters unterordnen, der uns jetzt quer durch den Wald nach neuen Ständen führt. Wir gehen über dickes Moos, das unter den Füßen quippt und quappt wie lauter vollgesogene Schwämme; von oben schlagen die Baumäste gegen meinen Cylinder, als wollten sie dem ungewohnten Fremdling Nasenstüber geben — ein angenehmes Gehen.

Ich habe immer von der Klugheit der Wandervögel sprechen hören — das ist ja Alles Unsinn! Die Schnepfe ist doch auch ein Wandervogel und kommt in ein Land, wo man ihr in so brutaler, fanatischer Weise nachstellt! Ein ganz dummes, stupides Geschöpf ist die Schnepfe!

Auf dem Stand, den mein Herr Vetter mir jetzt angewiesen hat, stehe ich meiner Rechnung nach mindestens eine halbe Stunde schon und nichts läßt sich hören. Ich glaube, die Treiber sind eingeschlafen oder die Jäger sind fort und haben mich vergessen.

Ist das langweilig, so stehen und aufpassen zu müssen! Ist das langweilig! Ich glaube, mein Herr Vetter hat mich hergestellt, daß ich seinen Wald bewache! Bin ich sein Waldhüter? Bin ich das? Wenn ich nur einmal wenigstens mein Gewehr abschießen könnte! Wozu habe ich den Schießprügel?

Eine Mordlust, die meiner Natur ganz fremd ist, wacht in mir auf — ich fühle das Bedürfniß, auf irgend etwas zu schießen.

Hinter mir ertönt ein tremolirendes „Quak, quak, breckekekex!"

Ich wende mich — ein großer Frosch sitzt etwa zehn Schritte von mir am Rand eines Grabens.

Ob ich einmal . . . Ich hebe das Gewehr — lasse es wieder sinken — jeder Lärm in der Schützenlinie ist ja bei Todesstrafe verpönt — aber es ist doch zu verlockend — noch einmal hebe ich das Gewehr — aber ein Frosch! Der Gedanke läßt meinen Lauf wieder sinken — ach was, ich bin zu meinem Vergnügen aufs Land gekommen, und wenn es mir Vergnügen macht, Frösche zu schießen, so geht es Niemand etwas an! Haben Sie mich verstanden, meine Herren? Niemand!

Und nun gerade — ich lege an — der arglose Quaker ahnt nichts von Gefahr — ich ziele, ich lasse den Frosch, wie man in der Scheibenstandsprache sagt, aufsitzen — eben will ich abdrücken — da ertönt ein Gebrüll: „Tiroh! Die Schnepfe! Tiroh!“ hinter meinem Rücken.

Entsetzt reiße ich das Gewehr herunter und drehe mich um. Was ist denn los? Was soll denn das Geschrei?

Hoch über den Baumwipfeln sehe ich etwas, das ungefähr wie ein brauner Lappen aussieht, eine Zehntelsekunde flattern und verschwinden — krach — krach — krach — pifft es von rechts und links — dann kommen Jäger, Treiber und Hunde auf mich zugerannt.

„Wo ist sie lang? Wo ist sie hin?“

Ich stehe wie der einzig Vernünftige unter lauter Verrückten.

„Was denn? Wer denn?“

„Aber, mein Gott, die Schnepfe, die Schnepfe!“

Ich blicke mich im Kreise um und vereinige die ganze Ueberlegenheit der Haupt- und Weltstadt in einem sarkastischen Lächeln.

„Aber, meine Herren — ich gestehe im Ernst, daß ich nicht begreife, wie ich dazu komme —“

„Aber sie kam ja gerade auf Deinen Stand zu,“ unterbricht mich einigermaßen rauh mein Vetter, „sie muß Dir ja über den Kopf weggeflogen sein!“

Eine furchtbare Ahnung dämmert in mir auf; sollte der braune Lappen im Zusammenhang mit der Schnepfe gestanden haben, etwa gar eine und dieselbe Person mit ihr gewesen sein? Was nun? Soll ich den Leuten sagen, daß ein Frosch meine Aufmerksamkeit gefesselt und von der Schnepfe abgezogen hat? Unmöglich, völlig unmöglich!

„Meine Herren,“ erkläre ich mit Ruhe und Würde, „ich habe eine Schnepfe nicht gesehen.“

Ein allgemeines „Ah — das ist aber schade!“ drückt Staunen und aufsteigenden Groll aus.

„Das begreife ich aber nicht,“ sagt mein Vetter in einem unangenehmen Ton, „das begreife ich beim besten Willen nicht.“

Seine Stimme knarrt förmlich vor Aerger, sie mißfällt mir in steigendem Maße, es liegt etwas darin, als wenn er sagen wollte: „Du verdirbst uns ja die ganze Jagd.“

Ich fühle mich in die Enge getrieben, ich fühle mich gereizt — ein eisiger Entschluß steigt in mir auf: ich verleugne die Schnepfe.

„Ich lasse es dahingestellt,“ sage ich, meinen Vetter mit kalt ministeriellem Blick fixirend, „ob überhaupt eine Schnepfe vorhanden ist —“

„Aber alle Welt hat sie ja doch gesehen," fällt er mir ins Wort.

„Ich glaube so gut wie jeder Andere zu wissen," fahre ich, mich innerlich mehr und mehr verhärtend, fort, „wie eine Schnepfe aussieht" — allerdings hatte ich sie bisher nur in gebratenem Zustand in der Schüssel gesehen — „deshalb kann ich nur sagen: an meinen Stand ist keine Schnepfe gekommen."

Das Wort ist heraus — ein dumpfes Echo grollt in meinem Busen nach: „Das war geschnurrt! — aber es ist gesprochen, jetzt nur fest bleiben, jetzt nur keine Schwäche!"

Kalt und dreist blicke ich im Kreise umher und stelle die Wirkung meines Wortes fest; dieselbe ist betäubend; Alles sieht verblüfft erst mich, dann meinen Vetter an — ich komme mir vor wie Cäsar Borgia, der unter harmlose Landbewohner tritt und denselben Entsetzen einflößt.

Jedenfalls aber habe ich erreicht, daß man mich jetzt in Ruhe läßt und nicht mehr unvernünftige Anforderungen an mein Sehvermögen und meine Aufmerksamkeit stellt.

„Dann wollen wir jetzt einmal den Graben herauf treiben," erklärt kleinlaut mein besiegter Vetter, indem er dem Jäger und den Treibern die nöthigen Weisungen ertheilt — es ist der Graben, an welchem mein Frosch gesessen — wenn die Leute wüßten, welchem Wild ich vorhin nachgestellt habe!

Wieder vergeht eine endlose, lautlose Zeit, dann er-

tönt ein wildes Geschieße zu meiner Rechten und ein Geschrei: „Sie liegt, sie liegt!"

Das Organ kenne ich — es ist mein Vetter, der so schreit.

Gemessenen Schrittes wende ich mich der Stelle zu, von wo der Lärm erschallt; im Kreise von Treibern und Jägern, die mit einem Ausdruck in den Augen umherstehen, als wäre soeben ein Löwe erlegt worden, steht mein Vetter und hält einen braunen, langgeschnäbelten Vogel empor — so also sieht der braune Lappen in der Nähe aus.

Mein Vetter strahlt übers ganze Gesicht.

„Ich freue mich, Dir den handgreiflichen Beweis von dem Vorhandensein einer Schnepfe liefern zu können," wendet er sich triumphirend an mich — der Aermste — und in dem hatte ich eine philosophische Ader vermuthet?

Ich lächle kalt, säuerlich und überlegen.

„Ich bin glücklich," erwidere ich mit gespitztem Ton, „daß ich mich für besiegt erklären darf."

Die Schnepfe ist erjagt, es fängt an zu dunkeln, wir rüsten uns zur Heimkehr. Wie ein Eisblock sitze ich auf dem Wagen; meine Glieder sind ganz von feuchter Kälte verklammt und meine Seele liegt wie gefroren in meinem Leibe.

Ich ziehe die Bilanz: was haben mir diese zwei Tage gewährt? Einen Rheumatismus, Aerger für sechs Monate und eine Verschlechterung meines Charakters vielleicht fürs ganze Leben — was haben sie mir nicht gewährt: den Bibliothekschlüssel, den Plato, die Fensterecke.

Das entscheidet. Morgen reise ich nach Berlin zurück, um mich zunächst von den Strapazen meines Urlaubs zu erholen.

Diesen Entschluß im Herzen, steige ich schweigend vom Wagen; Niemand von Allen ahnt, was in mir vorgeht, lachend, plaudernd und lärmend steigen die Agrarier die Treppe hinauf — ich stumm wie eine geladene Pulvermine unter ihnen.

In Filzparisern und in Gedanken durchmesse ich mein Zimmer von einem Ende zum andern — die Art, wie ich meinen Entschluß ins Werk setzen soll, beschäftigt mich.

Meinem Herrn Vetter einfach zu erklären, daß ich mich in ihm, in seinem Weibe, in seiner Bibliothek, seinem Land und in Allem getäuscht sehe und ihn deshalb verlasse, wäre das Würdigste — aber es bedeutete einen Bruch für alle Zeiten — etwas Anderes laßt uns ersinnen.

Mein Blick fällt auf den Koffer — auf dem Grunde desselben entdecke ich ein altes, vor Zeiten erhaltenes, vergessenes Telegramm, eine Gratulation zu einem längst überstandenen Geburtstag.

Ich nehme es auf, ein Blitz durchzuckt mich, der Ausweg ist gefunden.

Allerdings bedeutet derselbe eine abermalige energische Täuschung meines arglosen Vetters, aber — „ich bin einmal so tief in Blut gestiegen," spreche ich düster mit Macbeth vor mich hin — war nicht mein ganzes Thun und Treiben während dieser Tage Trug und Täuschung? Und ich sollte vor einer letzten Schreckensthat zurückbeben? Und ist denn mein Vetter etwa besser? Daß er mich hinter-

listig zur Jagdzeit einlud und zur Jagd nöthigte — war das keine Täuschung? Wie? Nothwehr des Unterdrückten ist mein Thun — nichts weiter!

Mit solchen sophistischen Zusprüchen bringe ich mein Gewissen zur Ruhe, dann ziehe ich die halbgetrockneten Stiefel von heute Vormittag an, die der Hausknecht inzwischen nothdürftig gereinigt hat, und hülle mich in den Frack.

„Schwarz war die Lieblingsfarbe Cäsar Borgias," murmle ich vor mich hin, „er würde dein Thun billigen und er war ein, wenn auch nicht leicht umgänglicher, so doch ganzer Mann!"

In solchen Gedanken, einen gehaltenen Ernst auf der umwölkten Stirn zur Schau tragend, trete ich in den Salon, wo die Gesellschaft bereits versammelt ist, um zum Abendessen in die Bibliothek hinüberzugehen.

Das Telegramm in der Hand — zwar aus guten Gründen geschlossen, aber so, daß Alle das Papier sehen können, trete ich an meinen Vetter heran:

„Ein bedauerlicher Zwischenfall," so spreche ich mit verschleierter Stimme, „unterbricht zu meinem Kummer die Freuden, die ich mir von meinem Aufenthalt bei Dir versprochen und deren Vorgeschmack ich heute so reichlich genossen habe — ich erhalte soeben eine Depesche, die mich stehenden Fußes nach Berlin zurückruft — ich reise morgen früh."

Die Wirkung meiner Worte ist eine ungeheure.

„Eine — amtliche — Depesche?" stammelt mein argloser Vetter.

Ich nicke schweigend — ich bin im Lügen noch ein Neuling. Alles drängt aufgeregt herzu:

„Was ist denn los? Was steht denn in der Depesche?"

„Meine Herren," sage ich lächelnd abwehrend, „meine Herren, Sie werden begreifen —"

Mit einer Würde, als wäre es die Kriegserklärung Frankreichs oder Rußlands, lasse ich die Geburtstagsgratulation in der Brusttasche meines Fracks verschwinden.

Ein Gemurmel geht durch den Raum:

„Natürlich — Amtsgeheimnisse —"

„Das Weib" wird unruhig: „Mein Gott, es wird doch nichts Gefährliches sein?"

Mit beruhigendem Trost wende ich mich zu ihr:

„Ich hoffe, nein, gnädige Frau, ich gebe mich der sichern Hoffnung hin, nein." Ich spreche es mit einer Ueberlegenheit, als würden alle Wolken sich klären, sobald ich nur an Ort und Stelle bin. Alles sieht mit stummer Bewunderung auf mich, der Ministerialassessor steht riesengroß da.

Die Frau des Hauses bittet um meinen Arm, ich führe sie zur Tafel — ich bin der Mann des Augenblicks.

Niemand spricht von Jagd; Herr Soundso vergißt seinen galizischen Bären, Herr Baron von Soundso seinen Zwölfender, Herr von Soundso seinen neuen Hund — alles ist Politik.

Sobald Jemand eine Meinung geäußert hat, blickt er zu mir herüber, als wollte er sagen: „Ohne Ihrer natürlich größeren Einsicht vorgreifen zu wollen." — Ich sitze am Tisch wie der Pfeiler des Vaterlandes, äußere

mich in zurückhaltender, allgemeiner Weise und bemerke, wie mein Ansehen als Politiker sich dadurch ins Ungemessene steigert.

Kaum daß wir vom Tisch aufgestanden sind, sehe ich mich von Cigarrenangeboten förmlich umringt; jeder will, daß ich eine von seinen rauche. Natürlich — einem Manne, der sich so für das Vaterland opfert, daß er ihm zu liebe auf die Freuden der Jagd verzichtet, ist man das wohl schuldig — es sind die reinen Liebesgaben.

Herr Soundso dringt mit seinem Angebot durch — die anderen Herren kann ich nur durch die Versicherung beschwichtigen, daß ich morgen zur Reise von ihren Cigarren Gebrauch machen werde — indem er mir Feuer reicht, flüstert er:

„Aber nicht wahr, Sie denken an Galizien?"

„Verehrtester," erwidere ich mit wohlwollendem Lächeln, „Sie sehen, wie wenig ich über meine Zeit verfügen kann, und außerdem," füge ich geheimnißvoll hinzu: „Galizien liegt außerhalb des Deutschen Reichs — Sie verstehen?"

Er sieht mich mit ehrfürchtigem Staunen an.

„Daran hatte ich wahrhaftig gar nicht gedacht."

Ich tippe ihn freundlich auf die Schulter:

„Sehen Sie wohl?"

Die Gefahr aus Galizien ist beseitigt.

Ich verbringe eine geruhsame Nacht, da ich weiß, daß ich morgen nicht zur Jagd zu gehen brauche; am nächsten Morgen bemerke ich zwar beim Ankleiden, daß mein Cylinder etwas angegriffen aussieht, daß mein Rock noch nicht ganz getrocknet ist, aber doch zur Hälfte, des-

gleichen meine Stiefel — das stört indessen meine Laune nicht — ich bin ja sicher vor Rebhühnern, Hasen und Schnepfen.

Das Frühstück wird gemeinsam eingenommen, während desselben fährt der Wagen vor, der mich denselben Weg zurückbefördern soll, den ich vorgestern gekommen; wir erheben uns.

„Bringen Sie uns die Politik wieder in Ordnung," sagt Abschied nehmend, halb ernsthaft, halb scherzend „das Weib".

„Wir werden ja sehen, was sich thun läßt," gebe ich in gleicher Weise, ihr die Hand küssend, zurück. Händeschütteln mit den Waidgenossen — ich besteige den Wagen.

„Auf Wiedersehen!" ruft mein Vetter mir nach, indem die Pferde anziehen.

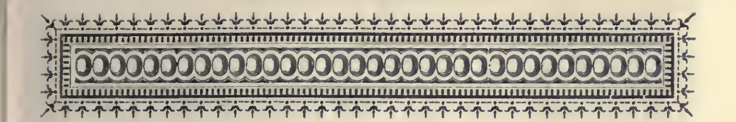
„Auf Wiedersehen!" winke ich zurück. Dann wende ich mich und beschließe in meinem Innern, meinen Vetter, wenn überhaupt, nur noch zur Schonzeit zu besuchen.



Mein Onkel aus Pommern.







An einem Abende des vergangenen Sommers fand ich, als ich nach Hause kam, nachstehenden Brief auf meinem Tisch:

„Da mir, der ich Karlsbader getrunken habe und in der Nachkur begriffen bin, der Arzt Zerstreuung verordnet hat, bin ich entschlossen, vierzehn Tage in Berlin dem Vergnügen zu widmen, und werde am 20. d. Mts. Mittags auf dem Stettiner Bahnhof eintreffen.

Dein Onkel."

Ich hatte meinen Onkel nur wenig, in letzter Zeit gar nicht gesehen; denn er saß in Hinterpommern als Junggeselle auf seinem Gute und kam wenig von da fort, weil er, wie er sagte, das Wasser nirgends anders vertragen konnte. Man sagte ihm nach, daß er ein wenig reizbar und Hypochonder sei — indessen — Karlsbader. — Vierzehn Tage sind etwas viel — indessen — das große Berlin — also — am 20. d. Mts. pünktlich um dreiviertel Zwölf auf dem Stettiner Bahnhofe.

Ich war vor dem Zuge an Ort und Stelle. Es war heiß, sehr heiß; für Leute mit reizbaren Unterleibsnerven kein empfehlenswerthes Reisewetter — aber — wir werden schon liebenswürdig sein. Drei Minuten nach Zwölf lief der Zug ein; ich ging ihm entgegen und musterte die Fenster.

An einem Coupéfenster zweiter Klasse stand ein ältlicher Herr mit grauem Schnurr- und Backenbart. Er war klein, untersetzt und breitschultrig und füllte die ganze Fensteröffnung; auf dem Kopfe trug er eine Reisemütze, deren Schirm wagerecht über den Augen stand — es war mein Onkel. — Während ich auf ihn zuging, prüfte ich sein Gesicht; er sah unwillig aus und musterte mit verächtlichen Blicken die Menschen, die sich auf dem Perron drängten.

Mit geschwungenem Hute eilte ich auf ihn zu — „Willkommen in Berlin" — er war aber zu sehr mit dem Oeffnen der Coupéthür beschäftigt, um meinen Gruß erwidern zu können. Als ihm sein Vorhaben nicht sogleich gelang, schien er sehr ungehalten zu werden. — „Die verfluchte Thür geht ja nicht auf," rief er dem Schaffner zu, der eilfertig hinzusprang — er schien den Schaffner mit weiteren tadelnden Bemerkungen bedenken zu wollen, doch dieser war schon unterwegs.

Mein Onkel trat auf mich zu: „Habt Ihr denn hier zu Lande keine Ahnung von Ventilation?" sagte er mit vorwurfsvollem Tone zu mir. „Es ist ja eine Schande, was in diesen Coupés für eine Hitze ist." Er schien zu glauben, daß ich zum Eisenbahndepartement gehörte; eben

wollte ich ihm seinen Irrthum mittheilen, als meine Aufmerksamkeit abgelenkt wurde.

Hinter meinem Onkel tauchte eine ältliche, sehr erhitzt aussehende Dame aus dem Innern des Coupé's auf und strebte mit Schachteln und Reisetaschen dem Ausgange zu. Sie wurde von einer jungen Dame und einem Herrn, vielleicht dem Gatten der letzteren, erwartet und empfangen. Erschöpft warf sie sich in die Arme der jungen Dame. „Wie war die Reise, Tantchen?" hörte ich diese fragen. „Schlecht, entsetzlich schlecht," war die klagende Antwort, „ich bin mit einem Herrn gefahren, welcher fast die ganze Zeit am Fenster gestanden hat; ich habe fast gar keine Luft bekommen." Vorwurfsvoll blickte sie auf meinen Onkel — offenbar war er jener „Herr" gewesen; ich berechnete im Stillen, daß er das Coupéfenster allerdings hermetisch verschlossen haben mußte.

Tadelnde Blicke richteten sich auf meinen Onkel, mißbilligende Laute wurden vernehmbar — ich befürchtete einen Auftritt — ich hatte mich geirrt. Ein ingrimmig befriedigtes Lächeln umspielte seinen Schnurrbart, den er nach Husarenart in zwei stechende Spitzen gedreht trug; das Leiden der ältlichen Mitmenschin schien ihm alles Andere als Mitleiden zu erwecken, ich stellte Betrachtungen über die moralische Wirkung des Karlsbaders an.

Der kurze Augenblick innerer Glückseligkeit ward für meinen armen Onkel jedoch schnell und rauh durch den Stoß eines Koffers unterbrochen, mit welchem ein eilfertiger Handlungsreisender seine Hüfte streifte. Er stieß einen grunzenden Laut des Unwillens aus und durchbohrte den Rücken des Davoneilenden mit tödtlichen

Blicken. Von den Worten, die er hinter dem Handlungsreisenden hersandte, verstand ich nur einzelne abgerissene Laute, wie: „lümmelhafte Schlingelei — Berliner Industriebengel" und andere; er schien durch den Karlsbader noch nicht an Reizbarkeit verloren zu haben.

„Droschke mit Gepäck gefällig?" rief jetzt der Schutzmann, der Marken vertheilt, meinen Onkel an. Mit der Miene eines beleidigten Großveziers wandte sich dieser an mich: „Was will dieser Mann, und warum schreit er mich so an?" Ich setzte ihm die Zwecke des Schutzmanns auseinander. „Geben Sie mir," sagte mein Onkel würdevoll, „eine Gepäckdroschke, aber eine offene." „Gepäckdroschken sind nicht offen," sagte der Schutzmann, seine Marken weiter vertheilend. Mein Oheim, mit dem Ausdrucke eines Mannes, der sich nicht ärgern will, sagte noch einmal, aber mit lauterer Stimme: „Ich wünsche von Ihnen eine Gepäckdroschke, aber eine offene." „Bedaure," versetzte der Schutzmann, „sie sind nicht offen." „Verlangen Sie etwa, daß ich bei dieser Hitze in einer geschlossenen Droschke fahren soll?" rief jetzt mein Onkel mit einer Stimme, die durch den ganzen Bahnhof donnerte. Der Schutzmann zuckte schweigend die Achseln. Eine solche Nichtachtung seiner berechtigten Wünsche war für meinen armen Onkel zu viel. Er rollte in stummem Protest die Augen gen Himmel, seine Barthaare zitterten — ich bemerkte, daß seine Augen ganz roth waren, und konnte mich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß er eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Stachelschwein hatte.

Durch unsere Zögerung waren wir unterdessen die Letzten auf dem Perron geworden, und es blieb nur noch

eine Droschke zweiter Klasse für uns übrig. Mit dem Lächeln eines Märtyrers steckte mein Onkel die Fahrmarke ein und wandte sich zum Ausgange des Bahnhofs. „Berlin ist ein Dorf," sagte er mir so laut, daß es der Schutzmann hören mußte, den er dadurch wahrscheinlich tödtlich zu kränken hoffte.

Durch diesen Racheakt ein wenig für die erlittene Mißhandlung getröstet, suchte er mit mir die Droschke, worauf ich mich daran machte, sein Gepäck zu besorgen. Als ich ihn verließ, sah ich, daß er das Taschentuch gezogen hatte und die Polster des Droschkensitzes emsig abzuklopfen begann.

Der Koffer meines Onkels war ein schwarzes Ungethüm, welches etwa einen Kubikmeter fassen mußte und dessen Bewältigung zwei Gepäckträger in Anspruch nahm. — Als ich mit demselben zur Droschke zurückkam, stand mein Onkel noch immer darin und klopfte auf den Polstern herum.

„Alles ganz schmutzig," rief er mir von oben zu, „ganz staubig und schmutzig." Ich wagte zu bemerken, daß es in den Straßen sehr staubig sei. — „Warum sprengt Ihr nicht," entgegnete er — mir schien, daß er jetzt annahm, ich gehöre zur städtischen Verwaltung. „Habt Ihr kein Wasser in Eurer Stadt? Dieser Stadt fehlen die natürlichen Hülfsmittel." Ich wagte, eine Gegenbemerkung zu machen, er schnitt sie jedoch mit der kategorischen Bemerkung ab, daß Berlin eine Spelunke sei. — Ich überlegte im Stillen die Eigenthümlichkeit seines Entschlusses, sich eine Spelunke zum Zwecke vierzehntägiger Vergnügung auszusuchen.

Wir fuhren die Invalidenstraße entlang, dem Oranienburger Thor zu. Die an sich nicht gerade beträchtliche Schnelligkeit unserer Rosinante wurde durch das Koffergebirge, welches sich auf dem Bocke neben dem Kutscher erhob, noch beeinträchtigt; die Sonne brannte heiß auf unsere Köpfe herab: ich sah meinen Onkel von der Seite an und hatte ein Gefühl, als wenn er in seinem Aerger schmorte. Sein Gesicht verrieth nichts Gutes; mit einem Ausdrucke, als ob hinter jedem Fenster ein Todfeind lauerte, musterte er die Häuser rechts und links.

Mir war zu Muthe, als säße ich neben einem Gefäß voll Dynamit, der, wenn man ihn in die Sonne setzt, explodirt. Schüchtern versuchte ich ein Gespräch zu eröffnen: „Deine Karlsbader Kur bekommt Dir gut? Du befindest Dich hoffentlich wohl?"

„Ganz schlecht befinde ich mich," erwiderte er, und sein Ton enthielt eine ernste Mißbilligung, daß man annehmen könnte, es ginge ihm nicht schlecht. Ich schwieg.

Wir rollten nun, indem wir von Pflasterstein zu Pflasterstein etwa eine halbe Minute brauchten, die Friedrichstraße hinunter. Aus dem Thore der dort belegenen Kaserne marschirte im Augenblick, als wir dasselbe erreichten, eine Kompagnie, welche uns quer die Straße versperrte. „Vorwärts," brüllte mein Onkel dem Kutscher zu, „vorwärts doch." Wir mußten halten, es war zu spät. Meinem Onkel blieb nichts übrig, als die Haltung der marschirenden Soldaten mit kritischem Blick zu mustern.

„Sie marschiren schlecht, sie marschiren bummelig," sagte er, und da er die Gepflogenheit hatte, alle seine

Aeußerungen mit erhobenster Stimme vorzubringen, mußten seine kritischen Bemerkungen der Truppe vernehmbar werden. Alles wandte die Köpfe nach uns, Einige lachten, Andere riefen unschmeichelhafte Bezeichnungen herüber. „Keine Disziplin in der Bande," sagte mein Onkel, indem er mit dem Stocke auf den Droschkenboden stampfte.

Die Straße war frei, wir kamen endlich wieder vom Fleck. In tiefem, feierlichem Schweigen saßen wir neben einander, so daß unsere Fahrt den Eindruck machen mußte, als führen wir als Leidtragende in einem Leichenzuge. Von Zeit zu Zeit unterbrach mein Onkel die „heilige" Stille durch abgerissene Ausrufe, und es hieße lügen, wenn man sagen wollte, daß dieselben besonderes Wohlwollen für Berlin bekundeten. „Ekelhaft groß wird dieses Berlin, ekelhaft," rief er; „wie die Pilze wachsen die Häuser — lauter scheußliche Baracken — so etwas sollte man in Paris zu bauen wagen!" — Ich wußte mich nicht zu erinnern, daß er jemals in Paris gewesen, begrub indessen meine Zweifel unter respektvollem Schweigen.

Endlich langten wir bei dem am Gensdarmenmarkt belegenen Gasthofe an, den mein Onkel zu seiner vierzehntägigen Löwenhöhle ausersehen hatte.

Kellner und Hausknecht stürzten hervor und begannen, das Koffergebirge abzuladen, mein Onkel sah von der Droschke herab mit dem Blicke eines Imperators zu. Er trat darauf in ein kurzes, energisches Scharmützel mit dem Droschkenkutscher ein, dem er kategorisch absprach, für die Fahrmarke fünfundzwanzig Pfennig extra zu be-

ansprucheu. Endlich war das Gefecht beendet, und wir waren glücklich im Hafen angelangt.

Aber auch im Hafen giebt es Klippen, an denen die gute Laune des Menschen Schiffbruch leiden kann, und eine solche stand vor uns in Gestalt des Kellners mit schwarzem Frack und weißer Serviette. Eine der Eigenheiten meines Onkels war, daß er Kellner überhaupt nicht leiden konnte, doppelt dann nicht, wenn sie schwarzen Frack und weiße Serviette trugen, und da dies fast immer der Fall, konnte er sie fast nie ausstehen.

„Geben Sie mir," sagte er in einem Tone, der von der Höhe einer ägyptischen Pyramide herabzukommen schien, „ein Zimmer im ersten Stock, nach vorn heraus." „Bedaure!" und der schwarze Frack machte seinen höflichsten Diener, „der ganze erste Stock ist von einer amerikanischen Familie besetzt." — „Ach so" — und ein unheilverkündendes Lächeln umzuckte den Husarenbart — „Amerikaner — ich verstehe. Rufen Sie mir den Wirth, Herrn —" und er nannte den Namen des Wirthes, der vor zwanzig Jahren den Gasthof gehabt hatte. — „Wen?" fragte der Schwarzbefrackte. „Wenn Sie Ihren eignen Wirth nicht kennen, so ist das schlimm," erwiderte mein Onkel, „wenn Sie mich dabei ansehen, wie ein wildes Thier, so ist das unnöthig." Der Kellner lächelte und versuchte den zornigen alten Herrn von der spaßhaften Seite zu nehmen.

Ich sah die fürchterliche Wirkung dieser verfehlten Taktik voraus. „Vielleicht," mischte ich mich ein, „ziehen die Amerikaner bald aus." „Noch heute Abend," erwiderte der Kellner, „und wenn es dem gnädigen Herrn dann

beliebt, steht ihm der erste Stock zu Diensten." Der „gnädige Herr" wirkte lindernd auf die entrüsteten Nerven meines Onkels. „Bringen Sie meinen Koffer sogleich in den ersten Stock," gebot er, „und geben Sie uns etwas zu essen."

Im Speisesaal, den wir nun betraten, saßen einige Gäste, in die Zeitungen vertieft. Mein Oheim nahm die Speisekarte, las sie aufmerksam von oben bis unten durch, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß es keinen Stangenspargel gab, forderte er zweimal Stangenspargel mit Schnitzel.

Der Kellner sah ihn verblüfft an. „Stangenspargel? Den haben wir nicht." Mein Onkel ließ ein höhnisches Meckern hören. „Den haben Sie nicht, — was haben Sie denn?" — „Vielleicht ein Englisches Beefsteak?" Hierauf schien aber der verschmitzte alte Mann blos gewartet zu haben. „Ein Englisches Beefsteak? Sie wollen mir in Berlin ein Englisches Beefsteak vorsetzen? Haben Sie denn eine Ahnung, was ein Englisches Beefsteak ist? Haben Sie denn dazu Fleisch; was wissen Sie denn von Fleisch?" —

Die Gäste blickten von ihren Zeitungen auf — der Kellner sah ihn mit einem Gesichte an, als wenn er dem Prediger aus der Wüste gegenüberstände. Mein Onkel, der die Wirkung seiner Worte mit innerer Genugthuung konstatirte, fuhr fort: „Spaßes halber mag es darum sein; bringen Sie zweimal Englisch Beefsteak — aber daß es richtig gebraten wird!" rief er dem verschwindenden Kellner nach, und dieses Wort „richtig" enthielt Fallstricke und Fußangeln.

Mein Onkel, dem ich von diesem Augenblicke an im Innern meines Herzens den Beinamen des „Schrecklichen" zulegte, ging seinen Kellnervernichtungsgang weiter. „Die Weinkarte," herrschte er einen derselben an. Lang und eingehend war die Prüfung, welcher er die Weinkarte unterzog. Endlich hatte er die Schwäche des Gegners herausgefunden. Alle Weinsorten waren vertreten, nur zwei fehlten: Pontac und Scharlachberger. Mit scheinbar gleichgültiger Miene legte er die Karte aus der Hand. „Geben Sie mir eine Flasche Pontac,' sagte er.

Der Kellner erröthete: „Den gerade bedaure ich —" „Ach so, den haben Sie wieder nicht — na — eine Flasche Scharlachberger wird man doch bekommen können?" „Scharlachberger?" und der Kellner erglühte unter dem Großinquisitorblicke, mit dem ihn mein Onkel unter buschigen Brauen hervor musterte. „Aber mein Gott," rief mein Onkel, „Sie werden doch Scharlachberger haben? Den bekommt man ja doch überall?" und er griff noch einmal zur Weinkarte und that, als läse er noch einmal, weil er seinen Augen nicht trauen könnte — ich mußte im Innern seine grausame Verstellungskunst bewundern. Scheinbar überrascht legte er die Karte nieder.

„Sie haben wirklich nicht einmal Scharlachberger," sagte er zu mir gewandt. „Das hätte ich doch nicht geglaubt."

Sein Sieg war vollkommen, der Kellner befand sich in offenbarer Verlegenheit, Hinterpommern hatte Berlin geschlagen.

„Also eine Flasche St. Julien," sagte er mit dem Tone der Resignation.

Der Weinkellner verschwand, der Speisekellner erschien wieder und legte zwei Couverts vor uns auf. „Das Beefsteak kommt gleich," sagte er mit verbindlichem Lächeln, denn der Unglückliche hatte wieder seine unselige Taktik aufgenommen, meinen Onkel durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen. Verfehltes Unternehmen. Je zierlicher die Bewegungen wurden, mit denen er uns umtänzelte, um so drohender reckten sich die borstigen Bartspitzen — die weiße Serviette unter seinem Arme wirkte auf meinen Onkel, wie das rothe Tuch auf den Stier; das ewige gleichmäßige Lächeln auf seinem Antlitz erschien dem strengen Manne aus Pommern wie eitel Unverschämtheit und Hohn. „Impertinente Physiognomie — naseweiser Schlingel" — solches und ähnliches waren die Bemerkungen, die mein Oheim mir in seinem bekannten Flüstertone zum Besten gab.

„Eine odiöse Menschenart, diese Kellner," wandte er sich dann, sobald uns der Speisekellner verlassen, zu mir. „Menschen, die zu allen Nichtswürdigkeiten fähig sind." Da seine Bemerkungen, wie gewöhnlich, fortissimo gehalten waren, richteten sich zürnende Kellneraugen mit giftigen Blicken auf uns, und ich berechnete im Stillen, daß ich mich nach Ablauf der vierzehn Tage in keinem Lokal mehr würde sehen lassen können.

Endlich erschien das Beefsteak. Eilig wollte ich mich darüber hermachen, als mein Onkel, der mit einem Gesichte, als ob man eine gebackene Stiefelsohle auf seinen Teller gelegt hätte, vorsichtig in sein Beefsteak hineingepickt hatte, mir mit Entsetzen in den Arm fiel. „Du wirst doch das nicht essen!" rief er. „Es ist ja total ver-

brannt.“ Schwer war der Kampf, den ich zwischen Hunger und Respekt kämpfte, aber der unbarmherzige Onkel erleichterte mir denselben, indem er seinen und meinen Teller in beide Hände nahm und dem Kellner mit den Worten überreichte: „Nehmen Sie diese Beefsteaks wieder zurück, die können wir nicht essen.“ Er betonte das „nicht“, und verlieh seinen Worten dadurch Feierlichkeit und Ueberlegenheit.

Nach endlosem Warten erschien endlich die zweite Beefsteak-Auflage, jetzt natürlich beinah roh. Mit Qual würgte ich, der ich rohes Fleisch nicht essen kann, mein Beefsteak hinunter und ich war überzeugt, daß es auch ihm abscheulich schmeckte. Trotzdem behauptete er, daß es jetzt erst annähernd einem Londoner Beefsteak gleichkäme. Ich glaubte mich zu erinnern, daß er in London so wenig als je in Paris gewesen war.

Wir hatten unterdessen unseren Plan für den Nachmittag entworfen; als erste Nummer stand der Zoologische Garten auf dem Programm. Wir machten uns auf den Weg.

Gleich in der Mohrenstraße erregte das „blödsinnige Asphaltpflaster“, wie er sich auszudrücken beliebte, die lebhafteste Mißbilligung meines Oheims. Er blieb alle fünf Schritte stehen, um, wie er sagte, die Pferde zu zählen, die sich auf demselben Hals und Beine brechen würden. Zugleich prophezeite er sämmtlichen Pferden Berlins ein baldiges klägliches Ende. Da sich zufällig kein Pferd bereit fand, ihm vor den Augen zu sterben, gelangten wir endlich nach Ablauf etwa einer halben Stunde an das Brandenburger Thor.

Mein Herz schlug höher, denn ich hoffte, ihm mit einer Einrichtung, die er noch nicht kannte, der Pferdeeisenbahn, zu imponiren. „Da soll ich mich hineinsetzen?" sagte er mit einem halb mitleidigen Lächeln, „na meinetwegen!"

Mit diesen Worten trat er auf den hinteren Perron eines Pferdebahnwagens und gleichzeitig auf die Füße eines schmächtigen jungen Mannes, der sein geringes Volumen trotz aller Anstrengung nicht soweit einzuziehen vermocht hatte, daß er nicht doch mit dem umfangreichen Mann aus Hinterpommern in Kollision gerathen wäre. Der Getretene krümmte sich, mit kaltem Lächeln schritt mein Onkel an ihm vorüber in den Wagen hinein. Sobald er hier Platz genommen, zog er eine ungeheure steiflederne Cigarrentasche und aus dieser eine Cigarre hervor, welche die Gestalt eines gezogenen Kanonenrohres hatte. Ich sah das Schreckliche sich vorbereiten, bevor ich aber noch Zeit gehabt, ihm zuzuflüstern, daß das Rauchen hier nicht gestattet sei, hatte er sich bereits in eine Wolke von Dampf gehüllt und begann wie ein Kachelofen zu qualmen.

Unwilliges Zischen, Flüstern und Murren wurde laut, und der Schaffner, der eben, da der Wagen sich in Bewegung setzte, hereintrat, glaubte seinen Augen nicht trauen zu sollen. „Mein Herr," sagte der Schaffner, „Sie dürfen hier nicht rauchen." Mein Onkel sah an ihm vorbei. „Werden Sie mir das verbieten?" antwortete er. „Allerdings, es ist nicht erlaubt, im Innern zu rauchen." „So etwas sagt man den Menschen, bevor sie einsteigen," versetzte der starre Mann aus Hinterpommern. „Es steht

im Wagen angeschrieben," und der Schaffner zeigte auf das Rauchverbot. „So werde ich meine Cigarre draußen zu Ende rauchen" — und mein Onkel erhob sich. „Draußen ist Alles besetzt; ich muß Sie bitten, Ihre Cigarre ausgehen zu lassen."

Jetzt war es mit der Engelsgeduld meines armen Onkels zu Ende. Wie ein Teufel in der Schnupftabakdose schnellte er von seinem Sitze auf. „Ich werde aussteigen!" rief er mit einem Tone, als wüßte er, daß ein solcher Entschluß den Schaffner zur Verzweiflung treiben würde — „ich werde aussteigen, lassen Sie anhalten." „Hier ist keine Haltestelle," versetzte der Schaffner — der Wagen rollte weiter.

Mein Onkel ging wieder zum Stachelschwein über. „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie meine persönliche Freiheit beschränken," sagte er zu dem Schaffner, „ich werde mich über Sie beschweren, wo wohnt der Direktor der Pferdeeisenbahngesellschaft?" Allgemeines erstauntes Schweigen, nebst mühsam unterdrücktem Kichern. „Ich werde zum Herrn Polizeipräsidenten von Madai gehen, ich kenne ihn persönlich, ich werde mich beschweren!" Ich überlegte im Innern, daß ich nie etwas von seiner Bekanntschaft mit dem Polizeipräsidenten gehört hatte.

Die Haltestelle war erreicht, der schmächtige Jüngling zog diesmal die Füße beinah bis unter das Kinn, und an ihm vorüber sprang mein Onkel mit einem vom Zorn gestählten Satze hinunter; ich Unglücklicher, gebeugten Hauptes, hinter ihm drein. — Der Wagen entfernte sich, beinah berstend vom Gelächter seiner Insassen, während wir einsam im Thiergarten stehen blieben.

Der Zoologische Garten war vom Programm abgesetzt, zum Polizeipräsidenten zu gehen, fiel ihm natürlich nicht ein, es wurde daher beschlossen, das Aquarium aufzusuchen.

Den Weg dahin füllte mir mein Onkel durch Vorträge über die zunehmende Verrohung und Verthierung der Berliner aus, denen er in nicht ferner Zeit ein trauriges Ende vorhersagte.

Im Aquarium waren damals die berühmten Tintenfische eine Neuigkeit, und wir kamen gerade zur Fütterungsstunde. Der Behälter war von Schaulustigen dicht umlagert, wir standen ganz hinten und sahen gar nichts. Feierliches Schweigen herrschte, welches plötzlich aus dem Hintergrunde durch eine ärgerliche Stimme unterbrochen wurde: „Wäre es nicht zweckmäßig, wenn die Herren da vorn einmal mit denen hier hinten tauschten?"

Die Köpfe wandten sich erstaunt nach dem Sprecher um — es war mein Onkel. — Niemand schien jedoch auf seinen praktischen Vorschlag eingehen zu wollen. —

Abermalige Stille, ein Jeder suchte etwas von den Tintenfischen zu erhaschen; plötzlich wieder aus dem Hintergrunde die vor Aerger ganz weinerlich gewordene Stimme meines Onkels: „Die Herren da vorne stehen jetzt eine Viertelstunde am Glase; es ist doch eine bodenlose Rücksichtslosigkeit."

Alle Köpfe wandten sich um, mein Onkel begann die Aufmerksamkeit in höherem Maße zu erwecken, als die Tintenfische — trotzdem rückten die Herren da vorne nicht von ihren Plätzen. Mein Onkel spuckte vor Aerger auf die Erde — und wir gingen weiter.

Einer der nächsten Behälter, bei dem wir stehen blieben, trug die Aufschrift „Der Dornhai". Ein Blick auf das Innere belehrte jedoch, daß gegenwärtig Aale, nicht Haie, die Insassen bildeten.

Breit trat mein Onkel vor den Behälter und mit einem Tone, als hoffte er, daß ihm Jemand widersprechen würde, sagte er: „Das ist der Dornhai!"

Ich schwieg wohlweislich still; neben uns stand jedoch ein Herr mit goldener Brille auf der Nase und einer Dame am Arme. Auf die Bemerkung meines Onkels hin blickte die Dame ihren Begleiter fragend an, worauf dieser mit dem Tone wohlwollender Belehrung, und offenbar in der Meinung, einen guten Provinzbewohner vor sich zu haben, der nach Belehrung verlange, mit lauter Stimme zu seiner Begleiterin sagte: „Es sind See-Aale."

Mein Onkel drehte sich zu mir, als hätte ihn von jener Seite eine Wespe gestochen. Lauter und eindringlicher als vorher, und mit einer Stimme, die vor Aerger zitterte, schrie er mir zu, was ich noch gar nicht bestritten hatte: „Es sind Dornhaie."

Der Andere sah meinen Onkel mit wohlwollendem Lächeln durch seine Brillengläser an — er kannte die Wirkung solchen Lächelns auf meinen Oheim nicht, der Unglückliche — dann wandte er sich wieder zu der Dame an seiner Seite: „Die Dornhaie sind im vorigen Jahre eingegangen, man hat See-Aale eingesetzt."

„Es wäre im höchsten Maße unrecht," donnerte mein Onkel mir zu, der mich in derselben Art belehren zu wollen schien, wie sein Gegner seine Dame, „und würde schon an absichtliche Täuschung streifen, wenn man an einen Behälter,

in dem See-Aale sind, Dornhaie schreiben wollte. Solange man mir nicht beweist, daß die Direktion des Aquariums von Betrügern geleitet wird, glaube ich ein Recht zu haben, anzunehmen, daß in diesem Behälter Dornhaie sind."

Ich fürchtete das Schlimmste, denn ich sah den Augenblick kommen, wo mein Onkel aus seiner diplomatischen Reserve heraustreten und, statt seine Liebenswürdigkeiten auf mich abzulagern, dem Gegner direkt zu Leibe gehen würde. Mit einer plötzlichen Eingebung stürzte ich daher auf einen anstoßenden Behälter zu, und heuchelte eine enthusiastische Bewunderung für einige Seerosen, welche darin enthalten waren. „Das mußt Du sehen, lieber Onkel," rief ich, „komm' rasch, das mußt Du sehen."

Er ging in die Falle und die Dame, welche bereits ängstlich den Arm ihres Begleiters ergriffen hatte, war von dem wilden Manne befreit. In einzelnen zürnenden Ausdrücken, von denen ich einige wie „dünkelhafter Brillenaffe, Berliner Weisheitspächter, arroganter Schulmeister" verstand, verdampfte der Zorn meines vielgeplagten Onkels.

Das Aquarium war absolvirt, und wir schlenderten die Linden hinunter. Beim Anblick des wohlbesetzten Schaufensters von Hiller's Restauration erwachten im Innern meines Onkels menschliche Regungen, und wir schwenkten ein, um, wie er sich ausdrückte, zu probiren, ob man in Berlin Hummersalat zu machen wisse.

Die vorzüglich bereitete Speise wirkte so besänftigend auf ihn, daß er den Vorschlag machte, den Abend ins

Residenztheater zu gehen, damit er später, wie er mit bösartigem Lächeln bemerkte, seinen Landpastor durch die Erzählung französischer Schweinigeleien ärgern könne. Zur Erreichung dieses menschenfreundlichen Zweckes setzten wir uns in eine Droschke und fuhren dem genannten Theater zu.

Im Theater war eine drückende Hitze, die Parquetplätze, mitten in der Reihe belegen, waren eng, und zu diesen Uebelständen gesellte sich ein neuer unvermutheter Feind: der Hummersalat begann bei meinem Onkel eine eigenmächtige verhängnißvolle Rolle zu spielen.

Der Vorhang war noch herabgelassen; mein Onkel besorgte die Ouvertüre, indem er sich in Monologen erging: „Es ist gräßlich eng hier — keine Spur von Ventilation — keine Luft!" — plötzlich wandte er sich zu mir und flüsterte in mein ängstlich lauschendes Ohr: „Der verdammte Hummersalat — ich bin vergiftet."

Mir wurde unbehaglich, der Vorhang hob sich, und ließ jede Möglichkeit eines Rückzuges vorläufig ausgeschlossen erscheinen. — Es kam eine komische Stelle — das Publikum lachte. — „Wer kann bei solchem Blödsinn lachen," sagte mein Onkel mit lauter Stimme; „ein dummes Stück, schlecht gespielt." „Pst, pst," ging es rings um uns her.

Im Zuschauerraum herrschte eine feierliche Stille; auf der Bühne war gerade die berühmteste Scene des berühmten Stückes, in welcher eine gefeierte Schauspielerin durch ihr stummes Spiel glänzte, im Gange; Alles lauschte andächtig, als sich plötzlich aus der Mitte des Parquets in einem Tone, der aus einem Grabe hervor zu flüstern schien, die

Worte erhoben: „Ich bin ernstlich krank, ich habe starke Blähungen."

Die Stelle, wo wir saßen, war im Augenblick der Brennpunkt von hundert Augen; mir war zu Muthe, als ob ich mit glühenden Nägeln an den Platz genagelt würde.

Mein Oheim saß mit der Ruhe eines ägyptischen Kolosses — das Stück ging weiter.

Jetzt drehte er sich mit einem energischen Ruck nach links — mit halbem Auge folgte ich der gefahrdrohenden Bewegung — am linken Ausgang unserer Sitzreihe stand ein junger Mann, der offenbar zu spät gekommen war, und nicht mehr hinein gekonnt hatte. Er trug einen schwarzen Frack und weiße Kravatte, rechnete daher nach der Taxe meines Onkels zur dienenden Menschenhälfte, vielleicht zu den Logenschließern.

„Pst, Sie da!" flüsterte ihm mein Onkel über die Köpfe von zwanzig Dazwischensitzenden zu — der junge Mann hörte nicht. — Mein Oheim legte die Hand an den Mund: „Sie da!" flüsterte er noch einmal mit einem Tone, welcher dem einer Seepfeife glich — der junge Mann drehte sich nach ihm herum. — „Besorgen Sie mir eine Droschke, aber schnell!" rasaunte mein Oheim.

Der junge Mann faltete die Stirn, drehte sich wieder um, und that, als ob er nichts gehört hätte. Mein Oheim gab einen Laut von sich, wie eine zischende Theemaschine. — „Solch' ein Kerl!" murmelte er, „wozu solch ein Kerl nur da ist?" Seine Stimme hatte wieder den Ton aus dem Aquarium angenommen — er erhob sich mit halbem Oberleibe in der Richtung des Uebelthäters. — „Bleiben Sie sitzen!" schallte hinter uns eine vor Entrüstung

vibrirende Stimme — mein Onkel sank zurück, der Sitz knackte unter ihm. — „O — Ruhe — pst" — so regnete es von allen Seiten auf uns ein — mein Onkel saß wie der Moses von Michelangelo, jede Sekunde zum Aufsprung bereit, und fixirte den Unglücklichen im Frack mit schrecklichen Blicken.

Endlich sank der Vorhang — mit totaler Nichtachtung fremder Hühneraugen stampfte mein Oheim durch die Sitzreihe hindurch, wie eine wild gewordene Lokomotive — ich als Tender hinterdrein — direkt auf den jungen Mann im ominösen Kleide los.

Nichts Böses ahnend stand dieser und klatschte eifrig Bravo, als der furchtbare Mann aus Hinterpommern ihn von der Flanke wie ein Widderschiff annahm.

„Ach was bravo," donnerte er, „was haben Sie hier bravo zu schreien? Warum thun Sie nicht, was man Ihnen sagt?" Der kunstliebende Jüngling fuhr herum und ward ganz blaß, als er meinen Onkel sah. „Wozu sind Sie Logenschließer?" fuhr er fort, indem er sich mitten in den Gang stellte, so daß Niemand vor- und zurückkonnte, „um Droschken zu holen, wenn Gäste es Ihnen bestellen, oder um hier zu stehen und Claque zu machen?"

Der so plötzlich zum Logenschließer avancirte junge Mann konnte noch immer gar nicht zu sich kommen. „Ich, ein Logenschließer?" stammelte er.

„Mein Herr, Sie machen zu viel Lärm hier und außerdem versperren Sie den Weg!" ertönte eine Stimme hinter uns, und ein eleganter Herr legte meinem Onkel die Hand auf die Schulter. Wie von einer Bremse gestochen,

drehte Letzterer sich nach dem neuen Feinde um. „Was wollen Sie denn?“ schnauzte er.

„Ich bin der Theaterdirektor,“ erwiderte der Herr, „und ersuche Sie, den Gang frei zu machen.“

„Sauberes Theater, das muß ich sagen,“ brauste mein Oheim auf, der nach Art des erbitterten Stieres nach allen Seiten auszuschlagen begann, „sauberes Theater, in dem man keine Luft bekommt, und wo die Logenschließer als Claqueurs dienen!“

Der Direktor wurde ganz roth vor Zorn: „Besorgen Sie dem Herrn seine Garderobe,“ wandte er sich an einen der Garderobiers, „auf der Stelle, und verlassen Sie, bitte, sofort mein Theater,“ sagte er zu meinem Onkel.

Die Energie des Direktors schien meinem Oheim zu imponiren, er brummte nur mäßig laut von „schuftiger Uebervortheilung, skandalöser Behandlung anständiger Menschen“ vor sich hin und bestrafte den Garderobier für die Thatkraft seines Direktors, indem er ihm das Trinkgeld verweigerte.

Wir wurden also regelrecht hinausgeworfen, wie ein begossener Pudel nahm auch ich meine Garderobe in Empfang und ging gesenkten Hauptes hinter dem Schrecklichen her — dem Ausgange zu. Soviel Menschen, als das Theater fassen konnte, standen in doppelter Reihe bis an das äußerste Thor, und ließen uns zwischen ihren höhnischen Blicken und Worten Spießruthen laufen.

Draußen brüllte mein Onkel mit einer Stimme, welche Fensterscheiben klirren machte, nach einer Droschke, und einen Augenblick später rasselten wir dem Gasthofe zu.

Dort nun angelangt, stürzte sich mein Onkel auf einen uns begegnenden Kellner, riß ihm, ohne ein Wort der Erklärung, das Licht aus der Hand und verschwand mit dem vieldeutigen Rufe: „Wo geht es lang?" — Nach geraumer Zeit kam er mit der Miene eines Menschen, der ein gutes Werk vollbracht hat, zu uns zurück.

Die Amerikaner waren abgereist, der erste Stock war frei, mein Onkel befahl, seinen Koffer in sein Zimmer zu bringen — es entstand ein Suchen, ein Fragen — das Koffergebirge war verschwunden.

Der Hausknecht wurde gerufen — er erschien, und seine weiße Schürze schien vor Angst noch weißer zu erblassen, als er den Blick sah, den mein Onkel vom Treppenabsatze auf ihn richtete. — „Ein großer schwarzer Koffer?" fragte der Unglückliche. — „Allerdings, ein großer schwarzer Koffer," versetzte mein Onkel. Plötzlich kam dem Hausknechte die Erinnerung: „Den haben ja die Amerikaner mitgenommen, weil er hier im ersten Stock stand."

Wenn ich das, was nun folgte, einen Wuthausbruch nennen wollte, so hieße das, aus einem Elephanten eine Mücke machen. „Die Yankees haben meinen Koffer gestohlen, diese Yankees, diese verdammten Yankees!" Tobend und brüllend lief er auf und nieder. „Mein Koffer geht nach Amerika! Sie zahlen mir Schadenersatz!" rief er dem Kellner zu — „und Sie auch!" donnerte er den Hausknecht an. Ich erkundigte mich, nach welcher Richtung die Amerikaner abgereist seien, und erfuhr, daß sie vor Kurzem nach dem Stettiner Bahnhof gefahren waren. — Der Zug, den sie benutzen wollten, ging in einer halben

Stunde. Ein Gedanke durchschoß meinen Kopf. „Onkel," rief ich, „wir fahren ihnen nach, wir holen sie ein!"

Gesagt, gethan; kaum zwei Minuten später rasselten wir nach dem Stettiner Bahnhof hinaus. Im Augenblicke, da wir in die große Halle eintraten, sahen wir eine Familie, welche rathlos einen ungeheuren schwarzen Koffer umstand, mit dem sie offenbar nicht wußte, was anfangen. Mit dem Schrei eines Vaters, der sein Kind wiederfindet, warf sich mein Onkel in ihre Mitte. „Mein Koffer, wie kommen Sie darauf, meinen Koffer mitzunehmen?"

„Ist es Ihr Koffer?" fragte das fremde Familienoberhaupt; „man hat ihn uns aufgeladen, wir haben erst hier bemerkt, daß er nicht unser war, er sieht wie ein transatlantic aus. Well, ich bitte um Entschuldigung — wir haben Ihnen Ihren Koffer auf den Bahnhof besorgt."

Bei diesen Worten ging ein plötzlicher Entschluß in der Seele meines Onkels auf; sein strenges Gesicht wurde milde, wie das eines verklärten Geistes. „August," sagte er, es war das erste Mal, daß er mich heute beim Vornamen nannte, „ich werde nach Pommern zurückfahren." Mit diesen Worten näherte er sich dem Billetschalter. „Aber, lieber Onkel," wandte ich in höflicher Weise ein. — „Das Wasser in Berlin bekommt mir nicht," sagte er, und mit raschem Entschlusse hatte er das Billet gelöst. „Lieber Gepäckträger, besorgen Sie, bitte, meinen Koffer, und bringen Sie mir den Gepäckschein in das Wartezimmer zweiter Klasse." Ich wollte meinen Ohren nicht trauen — die Luft seines Heimathlandes schien eine völlige Aenderung seines ganzen Wesens herbeizuführen, und

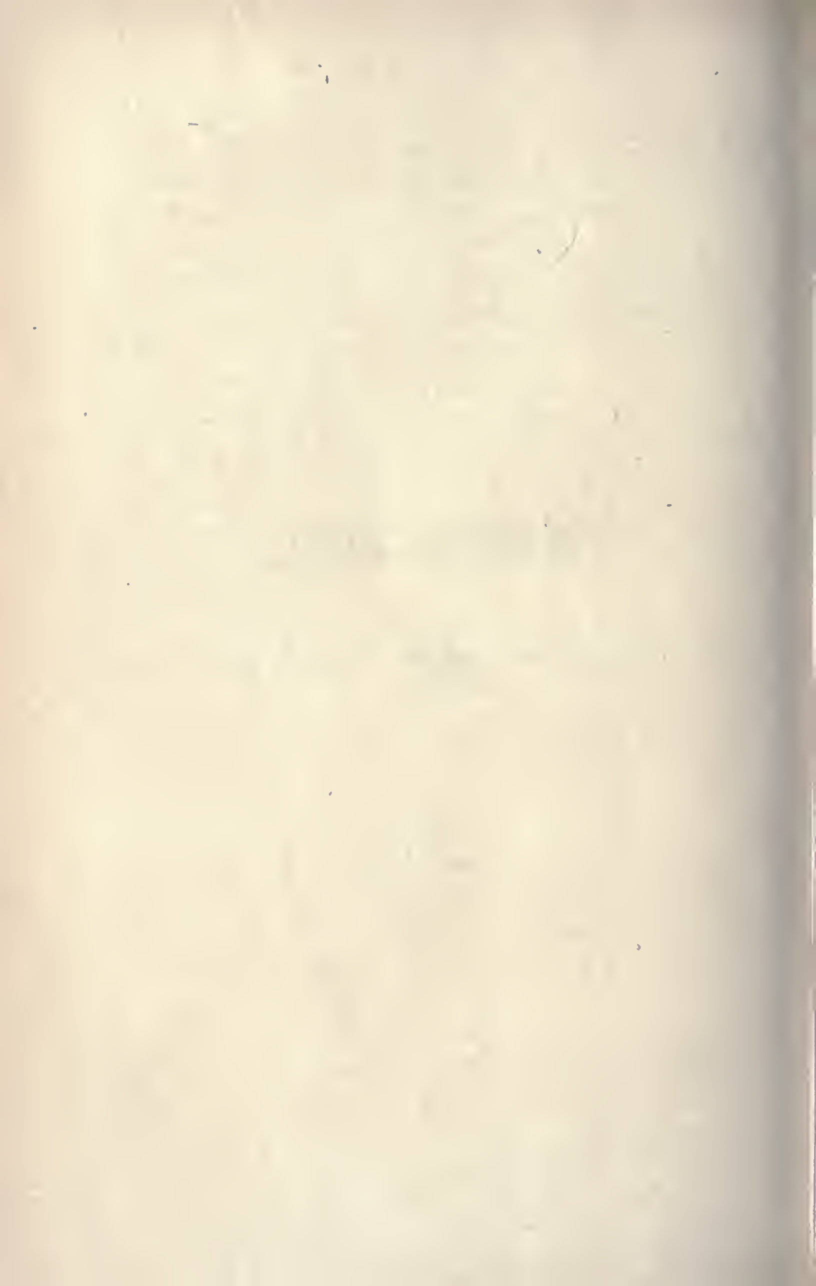
Pommern fing für ihn, wie es schien, bereits auf dem Stettiner Bahnhofe an. Ich ging mit stummem Staunen neben ihm her, mir war, als umschwebte eine Glorie sein Haupt. „Du bist doch wohl?“ wagte ich endlich eine schüchterne Frage. „Das will ich Dir gleich zeigen,“ sagte er, und bestellte zwei große Gläser Grog. Es läutete zum Einsteigen — er gab mir Geld zur Berichtigung der Hôtelrechnung und kletterte in das Coupé. Er beugte sich heraus — der Mützenschirm stand wagerecht über seinen Augen. „Aber was wird der Arzt sagen?“ fragte ich hinauf. „Freuen wird er sich,“ gab er listig lächelnd zurück, „denn einerseits habe ich drei Pfund abgenommen, andererseits hat er wieder seinen dritten Mann zum Skat.“

Der Zug pfiff und trug meinen Onkel nach Pommern heim — langsam kehrte ich in die Stadt zurück.



Schlaflose Nacht.







Draußen schlägt eine Thurmuhr; ich zähle.

Sonderbar, daß Thurmuhren in verschiedenen Städten verschiedenen Klang haben, bei mir zu Hause klingen sie ganz anders.

Ich bin nämlich in einer fremden Stadt, zum Besuche bei meinem Freunde Julius.

Die Uhr hat einen heulenden Ton; er mißfällt mir.

Ich zähle noch immer; ich zähle bis zwölf.

Ich passe auf, ob sie nicht bis dreizehn schlagen wird. —

Verrückter Gedanke!

Um elf habe ich mich zu Bette gelegt; ich bemerke, daß ich bis jetzt im Halbschlummer gelegen habe, in welchem man bekanntlich immer verrückte Gedanken hat.

Sollte ich etwa nicht schlafen können?

Oho — ich will; der Mensch kann Alles, was er will; ich habe meinem Freunde Julius heute Abend erst

im Börsenkeller einen längeren Vortrag darüber gehalten.

Es ist ja auch ganz natürlich, ich habe auf der rechten Seite gelegen, wie soll man da einschlafen — ich lege mich auf die linke.

Die Bettstelle knackt sehr laut.

Mir fällt ein, daß der Arzt mir verboten hat, auf der linken Seite zu liegen — es ist des Herzens wegen — ich lege mich auf den Rücken.

Wenn ich auf dem Rücken liege, werde ich vermuthlich schnarchen; ich schlafe mit meinem Freunde Julius in einer und derselben Stube; es wäre mir fatal, wenn es morgen unter meinen Freunden hieße: „er schnarcht“ — ich lege mich wieder rechts.

Die Bettstelle knackt in allen Registern; mein Freund Julius hätte mir eigentlich keine ganz neue Bettstelle zu geben brauchen.

Ich bin unterdeß ganz wach geworden.

Ich bemerke, daß ich anfange, mich zu ärgern. Nur keine Gemüthsbewegung, dabei schläft man nicht ein. —

Ich will mich unter keinen Umständen ärgern, ich strecke mich aus, liege still und steif wie ein Licht.

Es ist ja die reine Einbildung, daß es so schlimm sein soll, wach im Bett zu liegen — man ruht sich aus — ich denke philosophisch — ich lächle.

Ein Mensch, der in die stockfinstere Nacht hineinlächelt — abgeschmackter Gedanke — ich höre wieder auf zu lächeln.

Es ist nämlich stichdunkel, und ich kann solche Dunkelheit nicht wohl vertragen; man hat ein Gefühl, als wäre man eingemauert.

Wenn ich nur das Fenster sehen könnte — aber ich liege mit dem Kopfe gegen das Fenster.

Mein Freund Julius hat wahrscheinlich gedacht, mir einen Gefallen damit zu thun — ich bemerke, daß er meine Natur nicht versteht — sollte er überhaupt vielleicht ein oberflächlicher, seichter Mensch sein?

Es sollte mir leid thun, wenn ich ihn überschätzt und mich in ihm getäuscht hätte.

Ich will mich nicht ärgern, ich liege wieder wie ein ausgepustetes Licht. Wenn nur mein Freund Julius nicht schnarcht!

Was war das?

Kam da nicht ein leise pfeifender Ton von seinem Bette her?

Ich hebe den Kopf — kein Irrthum möglich — ich erhebe den Oberleib — ich horche mit der Gespanntheit eines Wilden — ein leise gurgelnder Ton — Vorbote eines regelrechten Schnarchens.

Na, das wäre!

Ich gebe die Rückenlage auf, um nicht zu schnarchen — und er?

Ich werde ärgerlich und passe auf, als sollte ich mein Todesurtheil vernehmen — nein — es war nur vorübergehend — er athmet tief und ruhig — er schläft.

Er schläft — und ich, der ich bei ihm zu Gaste bin, kann nicht schlafen?

Er ist wohl nicht eigentlich schuld daran — indessen —

Draußen schlägt es Eins.

Einen ganz abscheulichen Ton hat diese Uhr — jetzt wird geschlafen!

Ich kneife die Augen zu, ich merke schon, nächstens bin ich eingeschlafen!

Was die Menschen hier zu Lande aber auch für Deckbetten haben! Mein Deckbett liegt wie ein Kartoffelsack auf mir.

Außerdem habe ich ein Federkopfkissen, in dem ich fußtief versinke.

Ich habe ein Gefühl, als ob ich langsam auf den Kopf gestellt würde — sapperment — ich fahre empor und setze mich aufrecht — ich glaube einen Erstickungsanfall zu bekommen!

Konnte mein Freund Julius mir denn gar kein anderes Kopfkissen geben als ein solches? Er wird doch wohl ein Roßhaarkissen besitzen? aber das benutzt er natürlich für sich selbst. Ob ich einmal aufstehe und mich überzeuge?

Aber dann werde ich munter — ich will liegen bleiben.

Es fällt mir ein, daß ein Arzt, als ich noch ein Kind war, gesagt hat, daß, wenn ich auf Federkopfkissen schliefe, ich verrückt werden würde.

Angenehme Perspektive!

Ich fasse mir an die Stirn, ich bemerke, daß ich schwitze.

Wußte denn mein Freund Julius rein gar nichts von alledem?

Ich habe es ihm wohl nicht eigentlich gesagt; natürlich, denn ich habe erwartet, daß er mich fragen würde.

Aber er hat den Teufel gethan — und ich bin wieder einmal zu bescheiden gewesen. Ja, ja, meine zu große Bescheidenheit. Darum bringe ich es zu nichts in der Welt!

Man tritt mich mit Füßen — und gerade meine besten Freunde. —

Aber ich will mich ja nicht ärgern.

Ich rekapitulire, was ich heute den Tag über vorgenommen.

Ich habe den Dom besucht und besehen.

Das ist gut — mir wird schon ganz ruhig zu Muthe; es kommt nur darauf an, daß man sich ins Rechte denkt, wie Goethe sagt — immer Goethe und kein Ende — aber ich bleibe beim Dom.

Großartige Verhältnisse — das Gefühl wird erhoben und beruhigt.

Beruhigend für das Gefühl — ich spreche es halblaut vor mich hin; ich merke, wie das meine Nerven besänftigt.

Es schlägt Zwei — ich höre es mit Gelassenheit an. —

Ich steige in Gedanken auf den äußeren Rundgang des Chors; ich freue mich über meine lebendige Phantasie, ich empfinde ganz genau das Gefühl des Schwindels, indem ich im Geiste von oben herunterschaue.

Plötzlich kommt mir der Gedanke, auf einen der Wasserspeier zu klettern. „Aber, aber," rufe ich mir selber zu — vergebens.

Meine Phantasie geht mit mir durch — ich kann mich nicht halten, ich klettere — mein Freund Julius steht hinter mir und beschwört mich — ich klettere dennoch.

Entsetzliche Lage!

Ich sitze auf dem Halse des steinernen Wasserspeiers, hundert Fuß über der Erde, meine Beine hängen in der Luft, mit den Händen halte ich mich krampfhaft fest. —

Der Wasserspeier ist alt; gewiß ist der Stein mürbe, gewiß wird er durch meine Last abbrechen, ich werde mit ihm hinabstürzen, ich mache alle Stadien der gräßlichsten Todesangst durch — meine Stirn ist mit kaltem Schweiß bedeckt.

Gott sei Dank, ich bin gerettet — ich stehe wieder neben Julius auf festem Boden. Wir setzen unsere Wanderung fort.

Wir treten in das Innere und gehen auf die Galerie, die hoch oben herum läuft.

Von der Wölbung des Domes hängt ein Strick herab, an dem unten ein Kronleuchter befestigt ist.

Der Strick ist unendlich lang.

Abermaliges schreckliches Divertissement meiner Phantasie:

Ich beschließe, von der Brüstung aus nach dem Strick zu springen und daran herabzuklettern.

Ich ersteige die Brüstung — meine Haare sträuben sich im Bette — ich springe, fasse den Strick, der Strick reißt — ein gräßlicher Krach — ich fahre mit beiden Beinen aus dem Bette.

Jetzt wird Licht angezündet!

Ich taste auf meinem Stuhl — keine Streichhölzer; ich erhebe mich, gehe zu meines Freundes Julius Stuhl — ich taste — keine Streichhölzer. Hat er denn die Streichhölzer aufgegessen?

Ich gehe in die Vorderstube — wenn mein Freund Julius mich sieht, wird er denken, ich sei mondsüchtig — ich suche überall — ich finde keine Streichhölzer.

Er hat sie versteckt!

Ich möchte gern anders von ihm denken können, aber es ist nicht möglich, er hat sie versteckt. Er hat gewußt, daß ich an Schlaflosigkeit leide, hat geahnt, daß ich aufstehen und Licht anzünden würde, und da ihm das unbequem wäre, hat er sie versteckt!

Und mir bleibt nichts übrig, als in die Dunkelheit und in das schreckliche Bett zurückzukriechen.

Eine tiefe Entrüstung bemächtigt sich meines Innern.

Es schlägt drei — er dreht sich herum und giebt glucksende Töne von sich, welche einen tiefen Schlaf verkünden.

Meine Entrüstung geht in Wuth über.

Ich rekapitulire.

Wo habe ich denn meine Gedanken gehabt? Julius hat mich ja den ganzen Tag hindurch mit der unerhörtesten Rücksichtslosigkeit behandelt.

Hat er nicht, wenn ich irgend eine Ansicht aufstellte, jedesmal in energischster Weise opponirt?

Hat er es nicht aus reinem Trotz gethan? Denn daß ich Recht hatte, mußte er ja fühlen und hat es auch gefühlt; das habe ich wohl bemerkt. Hat er nicht, als es sich heute Abend darum handelte, wo wir hingehen sollten, mich in ein Bierlokal geführt, ohne zu bedenken, daß das schwere, dicke Bier mir durchaus unzuträglich sein würde?

Zwar ist es wahr, er wollte eigentlich in eine Weinstube gehen, und ich stimmte für Bier — aber seine Sache wäre es gewesen, mich mit freundschaftlichen Vorstellungen auf die nothwendigen Folgen aufmerksam zu machen — hat er das gethan?

Nein!

Hat er nicht ruhig zugesehen, daß ich ein Glas nach dem andern trank?

Wäre es nicht seine Sache gewesen, mit der Offenheit eines Freundes mir Einhalt zu rathen? Hat er das gethan?

Aber jetzt fällt mir ein, er ist mir ja das letzte Mal, als ich ihm meine Blume brachte, nicht einmal nachgekommen?

Also so stehen wir!

Und das Alles habe ich aus angeborener Gutmüthigkeit und Vertrauensseligkeit wieder nicht bemerkt! Ich habe mich wieder mißhandeln, verhöhnen, knechten, unterdrücken lassen — ja, dann kann man sich freilich nicht wundern, daß ich es zu nichts bringe!

Ich bin doch wirklich ein unglücklich angelegter Mensch.

Die Folgen sind freilich nicht ausgeblieben; ich habe es zu nichts gebracht, bringe es zu nichts, werde es zu nichts bringen.

Ich fühle die gräßliche Wollust der Selbstvernichtung und belege mich im Geiste mit den ehrenrührigsten Injurien.

Ich habe keine genügende Stellung im Leben — ich mache keine Fortschritte in meiner Karriere — dabei werde ich von Tag zu Tag älter — mein Freund Julius behauptete neulich schon, daß ich durchsichtige Haare bekäme.

Das hat er gesagt?

Jawohl, es war gestern beim Frühstück im Börsenkeller — und dabei lachte er!

Er hat gelacht: während die Erfolglosigkeit meines Strebens ihn zum tiefsten Mitgefühl anregen sollte, hat er gelacht!

Der Elende!

Herr Gott im Himmel, da schlägt es vier Uhr! Julius ist an Allem schuld!

Ich zittere vor Wuth an allen Gliedern und fange an, leise vor mich hin zu fluchen.

Er dreht sich im Bette um und schnauft vor Behagen.

Meine Phantasie wird mordsüchtig; ich erschrecke vor mir selbst, aber ich kann ihr nicht gebieten.

Ich sehe mich vor Julius' Bette stehen, mit verschränkten Armen, einen Dolch in den Händen.

Ich weiß nicht, wo ich den Dolch her habe, aber ich habe ihn.

„Er ist mir nicht nachgekommen," sage ich vor mich hin, das befördert meinen Entschluß, mit einem einzigen Stoß nagle ich ihn an seine Matratze.

„Es thut mir leid," sage ich dumpf gelassen vor mich hin, „aber Du hast mich dazu genöthigt."

Mir wird es ganz kalt im Rücken — ich wickle mich tiefer in die Bettdecke, die mir vorhin zu heiß war.

Wie wohlthuend doch die Bettwärme ist.

Ich gehe im Geiste auf die Polizei, denunzire mich selbst.

Die Schutzmänner sehen mich zweifelnd an.

„Fragen Sie nicht," erwidere ich mit Ruhe, „verhaften Sie mich."

Es geschieht.

Ich mache alle Phasen der Untersuchung durch — ich komme endlich vor die Geschworenen.

Ich halte eine große, ergreifende Rede. Ich weiß vorläufig nur den Anfang und das Ende. Sie fängt mit den Worten an: „Meine Herren Geschworenen, ich weiß, was ich gethan habe," und schließt mit den Worten: „und nun, meine Herren Geschworenen, sprechen Sie mir das Urtheil."

Meine Rede hat kolossal gewirkt, Richter und Geschworene sind überwältigt — das Publikum schwimmt in Thränen.

Ich werde selbst gerührt.

Ich denke an meinen verlorenen Freund Julius.

Er war vielleicht doch nicht so schlimm.

Mein Zorn ist verraucht — ich bin sanft und ruhig.

Mit welcher Freude empfing er mich, als ich auf dem Bahnhofe ankam. Er hatte mich erwartet, der gute Julius. Ja, ja, er war immer ein guter Junge — und wie gastfrei hat er mich aufgenommen, und nun — — —

Ich schlage die Augen auf, es ist heller, lichter Tag, durch die geöffnete Stubenthür blickt die Sonne herein.

Mein Freund Julius sitzt bereits an seiner Arbeit. Eduard ist auch schon gekommen — was ist denn die Uhr? Element, es ist Zehn.

Mit einem Sprunge bin ich aus dem Bett. — „Guten Morgen, Freunde!"

„Guten Morgen, Langschläfer, nun, der hat einmal einen gesunden Schlaf."

In fünf Minuten bin ich angekleidet. Julius hat den Kaffee warm gestellt — er denkt doch an Alles, dieser famose Julius.

Ich will mir eine Cigarre anzünden.

„Wo sind denn nur die Schwefelhölzer?"

„Die gab ich Dir ja gestern Abend, Du hast sie eingesteckt."

Ich schlage an meine Hosentasche — da ist etwas darin, die Streichholzbüchse — echte Schwedische — ich schlage an mein Herz.

„Kommt, meine Freunde!" sage ich, indem ich feierlich zum Hute greife.

„Wohin?"

„In den Börsenkeller — wir wollen einen Frühschoppen machen, und Ihr seid meine Gäste."

Wir gehen.

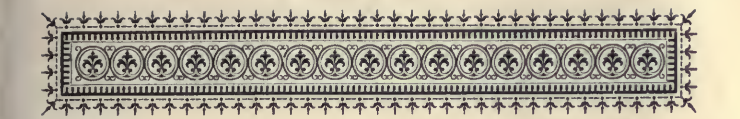


Das wilde Hausthier.

(Eine Reise-Studie.)







Die Fahrt war heiß gewesen und hatte lange gedauert; endlich, um die Mittagsstunde, hatte ich den Bahnhof meines sommerlichen Bestimmungsortes erreicht. Vor der Ausgangspforte standen die Wagen zum Empfang der Ankömmlinge bereit, im Innern der Halle drängten sich die Menschen, um zu ihrem Gepäck zu gelangen.

Meine ganze Aufmerksamkeit war auf baldmögliche Abfertigung gerichtet; trotzdem wandte ich unwillkürlich überrascht den Kopf zur Seite, als ich neben mir in grollend-befehlshaberischem Tone die Frage vernahm: „Jungens, wo ist Phylloxera?"

Ich sah einen Mann von mittleren Jahren und nicht unbeträchtlichem Körperumfang; der Hut war ins Genick geschoben und enthüllte einen spärlich bewachsenen Scheitel; die Stirn war mit sorgenden Falten gefurcht, und durch die goldumrandeten Brillengläser blickten die Augen mit dem Ausdruck emsigen, beinah besorgten Forschens.

Zwei Knaben von etwa zehn und zwölf Jahren standen neben ihm. Einer derselben deutete, in Erwiderung

auf die Frage des Vaters nach dem Ausgange: „Die Mama hat sie an sich genommen," sagte er.

Ich folgte der Richtung seines Fingers; eine Dame stand unter der Ausgangspforte und winkte einen Wagen heran, sie trug eine Handtasche mit daran befestigtem Köfferchen in der Hand. Der Vater gab einen brummenden Laut von sich, der wie Billigung klang.

„Bacillus ist da?" fragte er weiter. „Hier," erwiderte der Knabe, indem er auf einen, mit grauem Segeltuch umsponnenen Koffer zeigte, den er am Griff hielt. „Halt' ihn fest," sagte kopfnickend der Papa. „Kolorado-Käfer?" fuhr er forschend fort. „Hier," ertönte es aus dem Munde des andern Knaben, der mit beiden Beinen über einem gelben Lederkoffer stand. „Fehlt also bloß noch der große Hund," fuhr der Vater fort; „ist er schon heraus gekommen?" — „Noch nicht," kam es wie mit einem Laute aus dem Munde der beiden Knaben zurück; der Vater ließ ein grimmig verständnißvolles Kichern hören. „Natürlich," murmelte er, „die Bestie drückt sich wieder."

Er faßte den älteren seiner Knaben an die Schulter: „Kaspar," befahl er, „Du gehst da oben hin und paßt auf, — ich bleibe mit Max hier unten."

Dienstbereit raffte der Knabe Kaspar den Kolorado-Käfer zwischen seinen Beinen auf, und begab sich ans obere Ende der Schranke; der Vater blieb mit Max zurück. Plötzlich tönte es gellend durch die Gepäckhalle: „Papa! Papa! Hier ist er!" Es war Kaspar, der den Allarmruf ausgestoßen hatte. „Halt' ihn!" donnerte der Vater zurück. „Paß' auf Bacillus auf," gebot er seinem Sohne Max, und mit zwei Sätzen befand er sich an Kaspar's Seite.

Unwillkürlich folgte ich ihm mit den Augen. Ich bemerkte einen großen Koffer, auf welchen der Vater mit ausgestrecktem Arm hindeutete: „Nehmen Sie den da!" herrschte er einen Gepäckträger an, „nehmen Sie den da!" —

Der Gepäckträger zerrte den Koffer einen halben Fuß aus dem übrigen Gepäck heraus; offenbar war er sehr schwer.

„Nehmen Sie ihn am Kopf!" ermuthigte der Vater, „lassen Sie sich nicht irre machen! Ich kenne das! Er stemmt sich! Er macht sich schwerer, als er ist!"

Der Gepäckträger versuchte noch einmal seine Kraft, dann ließ er los: „Ne," sagte er, „den kriege ich nich alleene fort, da muß ich mir nachher noch Einen dazu holen."

Der Inhaber des Koffers schob mit einem Ruck die Brille höher auf die Nase hinauf und warf einen wüthenden Blick auf den Koffer. „Siehst Du den Racker," zischelte er seinem Sohne Kaspar zu, „da hat er seinen verdammten Dickkopf doch wieder durchgesetzt!"

Der Knabe Max hatte inzwischen den seiner Obhut anvertrauten Bacillus zum Wagen getragen, in welchem die Mutter bereits saß. Dort erschienen nun auch, den Kolorado-Käfer zwischen sich schleppend, Knabe Kaspar und der Papa.

„Auf den großen Hund müssen wir noch warten," sagte Letzterer mit einem resignirten Seufzer, dann zog er ein Notizbuch aus der Tasche:

„Phyllorera," begann er, indem er in den Seiten des Buches blätterte, „hat sich im Allgemeinen gut benommen.

Einmal die Mama beim Zuschließen in den Finger gekniffen — von den Eiern, die zum Frühstück eingepackt waren, eins zerdrückt — sonst nichts — weiß Jemand noch etwas?" Alles schwieg. Ich stand mit meinem Handgepäck unter der Thür des Bahnhofs und sperrte Mund und Nase auf — er führte, wie es schien, Konduiten-Listen über seine Koffer.

„Bacillus," las er weiter, „Führung mittelmäßig; hat sich trotzig und widerspenstig gezeigt. Nachdem er vollgestopft war, hat er sich geweigert, das Maul zuzumachen, später, im Eisenbahncoupé, hat er sich gesträubt, sich als Handgepäck behandeln und ins Netz schieben zu lassen, indem er den Bauch aufblähte — verdient Strafe! Kaspar, Max —" wandte er sich gebietend an seine Söhne, „gebt ihm jeder einen Fußtritt."

Die Knaben befolgten eifrig und energisch die Weisung des Papa, dieser fuhr im Sünden-Register fort — „Kolorado-Käfer — von Beginn der Reise faul, tückisch und bösartig. Hat ein Paar Stiefel des Papa, welches für den großen Hund bestimmt war, hinterlistig verschluckt und dadurch Suchen und vollständiges Umladen verursacht. Dann hat er verschiedene Versuche gemacht, von der Reise zurückzubleiben, indem er, mitten in den Straßen Berlins, vom Droschkenbock gesprungen ist und sich alsdann auf dem Bahnhofe in eine Ecke gedrückt hat, wo er nur nach längerem Suchen aufgefunden werden konnte — Kaspar, Max — gebt ihm jeder zwei Fußtritte."

Der Kolorado-Käfer erdröhnte, von den Stiefelhacken der Knaben getroffen, in allen Fugen und Nähten. Jetzt endlich langte, von zwei Gepäckträgern geschrotet, der „große Hund" beim Wagen an.

Die ganze Familie schaute ihm mit zornig funkelnden Augen entgegen, die Knaben hingen an den Lippen des Vaters, um das Strafurtheil zu erspähen, das über diesen Haupt-Uebelthäter ergehen sollte.

Der Vater beschwichtigte ihren Eifer mit einem vieldeutigen Kopfnicken. „Den nehmen wir zu Hause vor!" sagte er. Dann überwachte er mit Ernst und Aufmerksamkeit das Aufschnallen des großen Koffers auf den Wagen, bezahlte mit dem Ausdruck eines Mannes, der an Schicksalsschläge gewöhnt ist, den Gepäckträgern ihre Forderung, und nachdem dies erledigt, schwang er sich mit Kaspar und Max zur harrenden Familienmutter in den Wagen. Mit Koffern und Menschen gefüllt rollte das Gefährt ab.

Als ich einige Zeit danach bei der Pension anlangte, in welcher Wohnung für mich bestellt war, fand ich unter der Veranda des Hauses den Wirth im Gespräch mit einigen neu angekommenen Reisenden, die unter seinem Dache Quartier suchten. Es war meine Koffer-Familie.

Die Verhandlungen schienen zum Ende gediehen, der Wirth durch die Auskunft, die ihm das Familienoberhaupt über die Verhältnisse seiner Familie gegeben hatte, befriedigt zu sein. „Noch eine Frage, Herr Doktor," sagte er, „Thiere befinden sich nicht in Ihrer Begleitung?"

Der Doktor, welcher den Hut abgenommen hatte, wischte mit dem Taschentuche über den spärlich bewachsenen Scheitel. „Vier Stück," erwiderte er mit tiefem, resignirtem Seufzer.

Der Wirth blickte ihn überrascht an.

„Sie können sich aber beruhigen," fuhr er fort, „wenn schon von Natur bösartig, werden sie doch, so hoffe ich, allmählich zahm werden, und für die Zeit unseres hiesigen Aufenthaltes garantire ich für ihre Harmlosigkeit; sie sind nur bösartig in der Bewegung."

Dem Wirth wurde es nicht geheuer. „Bösartige Thiere?" murmelte er. „Aber doch hoffentlich Hausthiere?"

Der Doktor wiegte sinnend das Haupt. „Hausthier," wiederholte er leise für sich; dann erhob er sich und schaute den Wirth mit dem großen Blicke der zweifelnden Wissenschaft an.

„Mein Herr," sagte er feierlich, „Sie fordern, daß ich Ihnen mit einem Worte Auskunft über eine Frage gebe, deren Lösung mich seit zwanzig Jahren beschäftigt. Ja, ich glaube, er kann zum Hausthier werden — noch ist er's nicht. Aber beruhigen Sie sich," fuhr er beschwichtigend fort, als er den staunenden Blick des Wirths auf sich gerichtet sah, „ich wiederhole Ihnen, daß Ihr Haus durch ihn nicht zu leiden haben wird — inzwischen bitte ich Sie, lesen Sie dies."

Er hatte während der letzten Worte in die Brusttasche gegriffen und aus einem Haufen von Papieren ein größeres gedrucktes Heft entnommen, welches er dem Wirthe einhändigte. Ohne weitere Aeußerungen desselben abzuwarten, erhob er sich, um mit seinen Angehörigen die für sie bestimmten Räume aufzusuchen.

Die Wohnung der Koffer-Familie lag, wie ich mich bald überzeugte, gerade über der meinigen. Das Haus

war leicht gebaut; ich konnte beinahe jedes Wort, das über mir gesprochen wurde, vernehmen.

Gegen Abend, als es zu dunkeln begann, erhob sich in den Räumen über mir ein seltsames geschäftiges Treiben. Schritte gingen hin und her, laute, im Kommandoton gehaltene Worte erschollen, dann wurde in der Mitte des Zimmers ein schwerer Gegenstand aufgestellt, anscheinend ein großer Koffer, und nun, nachdem eine kurze athemlose Stille voraufgegangen war, brach ein Höllenspektakel los.

Ich vernahm die Stimme des Doktors, der, wie es schien, turnerische Freiübungen kommandirte. „Mund — auf! Mund — zu! Mund — auf! Mund — zu!“ Jedesmal folgte ein dumpfer Knall, als wenn der Deckel des Koffers auf- und zugeschlagen würde. „Auf den — Kopf! Auf die — Füße!“ kommandirte der Doktor. „Auf den — Kopf! Auf die — Füße!“ Dabei wurde der Koffer, wie es schien, um und um gedreht, so daß die Dielen dröhnten und die Gegenstände, die in meinem Zimmer aufgestellt waren, zu zittern und zu tanzen begannen.

Vom Schreck erfaßt, eilte ich hinaus und die Treppe hinauf. Mein Klopfen an der Thür blieb ungehört, denn der Lärm im Zimmer übertönte jeden andern Laut. Es blieb mir nichts übrig, als unaufgefordert einzutreten; ein wundersamer Anblick bot sich meinen Augen.

Alles, was von Lichtern vorhanden, war angezündet, und im flackernden Scheine der Kerzen bewegten sich schweißtriefend der Doktor und seine beiden Knaben um

den großen Koffer, der mitten im Zimmer stand. Sie waren alle Drei in Hemdsärmeln, der Doktor hatte sogar die Beinkleider abgelegt und turnte in Unterhosen umher. Auf einem Lehnstuhle, etwas vom Kampfplatze entfernt, saß die Familienmutter, den Vorgang ernst und aufmerksam verfolgend; in einer Ecke des Gemaches waren Phylloxera, Bacillus und Kolorado-Käfer, anscheinend als Zuschauer, aufgestellt.

„Aber Herr Doktor!" wagte ich mich endlich heraus. Niemand beachtete meinen Zwischenruf; der Doktor war, wie es schien, eben dabei, dem „großen Hund" das Apportiren beizubringen. Er hatte einen großen Bettsack hineingestopft; diesen sollte der „große Hund" herausgeben. Das Familienoberhaupt kniete vor ihm. „Aus," rief er, „wirst Du 'rausgeben!" Da der große Hund es nicht freiwillig that, rissen die Knaben den Deckel zurück — der Papa langte hinein und hob den Bettsack heraus. Dabei kam er der Kramme des Schlosses zu nah, und mit einem lauten — „Ratsch" riß der Bettsack von oben bis unten auf.

Ein Wuthausbruch erfolgte von Seiten des Doktors und seiner Sprößlinge. „Kanaille!" schrie er, „Kanaille!"

„Aber Herr Doktor!" rief ich jetzt laut, „um Gotteswillen, was machen Sie denn?"

Diesmal drang meine Stimme durch; Kaspar, Max und der Papa wurden auf mich aufmerksam; der Letztere trat, in beinahe bedrohlicher Haltung, auf mich zu. „Was ich mache?" fragte er vorwurfsvoll gereizten Tones, „was ich mache? — Ich arbeite für Sie."

Sprachlos starrte ich ihn an: „Für — für mich?“ stotterte ich endlich.

Der Doktor sah mich von oben bis unten an, dann wandte er sich mit einem verzweifelnden Kopfnicken ab und stieß einen langen hoffnungslosen Seufzer aus.

Die Knaben Kaspar und Max hatten sich auf den „großen Hund“ gesetzt, ließen die Beine herunterhängen und starrten mich mit feindselig verächtlichen Blicken an.

Meine Verlegenheit wuchs. „Aber — wenn Sie mir gütigst erklären wollten —“

Der Doktor, der sich in einen Armstuhl geworfen und die Brille von der feuchten Nase genommen hatte, putzte kopfschüttelnd die Gläser, dann setzte er sie mit energischem Ruck wieder auf und schoß einen funkelnden Blick auf mich.

„Was ist denn da aber zu erklären?“ fragte er. „Sie sehen es also nicht? Wirklich nicht?“

Ich schwieg, tödtlich beklommen. Der Doktor wandte sich mit einer wegwerfenden Handbewegung an seine Knaben. „Na, Jungens, dann erklärt Ihr es 'mal dem Herrn!“

Mit einem Satz waren Kaspar und Max dicht vor mir. „Wir richten den Koffer ab!“ riefen sie.

„Was?“ stammelte ich, „Ihr — Ihr richtet den Koffer ab?“

Der Doktor sah mich von unten auf mit lauernden Augen an und ließ seine Daumen in nervöser Hast um einander spielen.

„Welchen denn?“ fragte ich weiter, „den großen da?“

Die Hand auf den Tisch gestützt, erhob sich jetzt der

Doktor mit feierlicher Würde. „Den großen da," sagte er grollenden Tones, „und den mittelgroßen und den kleinen; nicht einen Koffer, sondern alle Koffer überhaupt; den Koffer, den Koffer, das Geschlecht — verstehen Sie endlich? begreifen Sie nun, daß es eine Kultur-Mission ist, der ich mich in Gemeinschaft mit meinen Knaben widme?"

Meine Betroffenheit ließ mich nicht zu Worte kommen. Die Koffer-Familie stand und saß um mich her, indem sie mich mit den unschmeichelhaftesten Blicken musterte. Endlich wandte sich der Doktor achselzuckend und kopfschüttelnd von mir ab.

„Nehmen Sie dies," sagte er, indem er an einen Tisch trat, auf dem Papiere aufgeschichtet lagen; er überreichte mir eins der gedruckten Hefte, von denen er vorhin dem Wirthe ein Exemplar zugestellt hatte. „Lesen Sie es bald," sagte er eindringlich gebietend, während er es in meine Hand legte, „lesen Sie es mit Ernst, lesen Sie es mit Nutzen, und wenn Sie gelesen haben — dann kommen Sie wieder, und wenn Sie wollen, bringen Sie auch Ihren Koffer mit."

Ein mitleidiges Lächeln umspielte seine Lippen, da er meinen staunenden Blick gewahrte; mit einer höflich stolzen Handbewegung deutete er auf die Thür — ich war entlassen.

Auf meinem Zimmer angelangt, begab ich mich sofort daran, das geheimnißvolle Schriftstück zu durchforschen. Es trug die Aufschrift: „Der Koffer, ein Hausthier." Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Hunde, Pferde, Schweine, Katzen, Ziegen, Rind- und

Federvieh hat der Mensch aus dem Zustande ursprünglicher Wildheit herausgerissen, an seine Persönlichkeit gewöhnt und unter dem Namen „Hausthier" zu dienenden Mithelfern an der Kultur gemacht. Dasjenige Geschöpf aber, welches ihm näher steht als alle die genannten, welches als unentbehrlicher Reisebegleiter des Menschen von der Natur dazu ausersehen scheint, sich zum getreuen, zuverlässigen, unbesoldeten Hausknecht zu entwickeln, hat der Mensch in unbegreiflichem Stumpfsinn bisher im Zustand der Rohheit belassen, ohne auch nur den Versuch zu seiner Veredlung zu machen — ich spreche vom Koffer.

„Indem ich, Schreiber dieser Zeilen, Doktor Theophrast Lerchenschmidt, zum ersten Male auf diesen beklagenswerthen und der Heilung dringend bedürftigen Zustand hinweise, stelle ich an das Haupt meiner Abhandlung die Behauptung, der wohl kaum ein Widerspruch begegnen wird: „Der Koffer, so, wie er heute erscheint, ist noch wild."

„Fragen wir nach den Ursachen einer so befremdenden Erscheinung, so finden wir zunächst, daß der Koffer jünger ist als die andern vorhin erwähnten Thiere. Hinsichtlich der Katze ist es erwiesen, daß von den alten Aegyptern der erste Versuch gemacht worden ist, sie zum Menschen zu gewöhnen; was hingegen die Zähmung der übrigen Hausthiere betrifft, so verliert sich der Moment, da sie aufhörten, wild zu sein, in vorhistorischer Urzeit.

„Der Koffer, wie gesagt, ist jünger; der gewöhnlichen lederhäutigen Spezies des Geschlechts werden wir ein Alter von kaum neunzehn Jahrhunderten zusprechen können; daß der segeltuchhäutige, wasserdichte ein blutjunges

Thierchen ist, glaube ich als bekannt voraussetzen zu dürfen.

„Bedenken wir nun, daß es für die Katze nachweislich zweitausend Jahre bedurft hat, bis sie zahm wurde, so werden wir hinsichtlich der Zähmung des Koffers die Hoffnung noch nicht aufzugeben haben — vorläufig aber, ich wiederhole es, sieht's mit seinem Gemüthszustand schlimm aus.

„Und, forschen wir den Ursachen weiter nach, so werden wir den Menschen von schwerer Unachtsamkeit nicht freisprechen können. Meine zweite Behauptung lautet dahin: „Der Mensch behandelt den Koffer falsch."

„Soll ein Thier zum Hausthier werden, so gehört als erste Bedingung dazu, daß es sich an den Menschen gewöhnt. Es muß die Behausung des Menschen theilen, muß ihn fortwährend vor Augen haben, seine Lebensgewohnheiten kennen, verstehen und würdigen lernen.

„Wie verfährt nun aber der Mensch mit dem Koffer? Nimmt er ihn in seinen Salon, oder auch nur in sein Arbeits- oder Schlafzimmer? Nein — es ist unbegreiflich, aber wahr: dahin, wo das Haus am ödesten ist, dahin verbannt er den Koffer; auf den Hängeboden oder in die Rumpelkammer!

„Menschen! Menschen! Dreiviertel des Jahres bekümmert Ihr Euch um Euer Mitgeschöpf nicht, dann, wenn die Reisestunde schlägt, sucht Ihr es auf und wundert Euch, wenn der vernachlässigte Koffer sich alsdann tückisch, halsstarrig, bösartig und wild zeigt? Denn wie sieht es mit dem Koffer auf dem Hängeboden und in der Rumpelkammer aus? Schlimm!

„Da steht es, das arme, der Bewegung bedürftige Reise-Thier, in eine Ecke regungslos eingekeilt. Zu unterst befindet sich der große Koffer, auf ihn wird der mittelgroße gestellt, auf den mittelgroßen der kleine und auf den kleinen Handtaschen, Hutschachteln und andere würdelose Gegenstände. Und bei einer solchen Behandlung soll sein Charakter nicht leiden? Habt Ihr denn keine Ahnung, daß der Koffer sein Ehr- und Rechtsgefühl besitzt wie jedes andere mit Bewußtsein begabte Wesen?

„Soll ein Thier zum Hausthier werden, so ist das weitere Erforderniß, daß es aus der Hand des Menschen angemessene Nahrung empfängt. Und worin besteht die Nahrung, die der Koffer während neun Monaten des Jahres zu schlucken bekommt? In Staub. In gemeinem, grauem Staub, der schichtweise auf ihm sich ablagert und in seine Eingeweide eindringt.

„Und da wundert Ihr Euch, da wagt Ihr, Euch zu wundern, daß der Koffer ein staubiges, graues, finsteres Gemüth bekommt? O Menschen, Menschen! Man sollte jeden von Euch neun Monate lang auf den Hängeboden sperren und dann nachsehen, was aus Euch geworden ist!

„Die Folgen einer solchen verkehrten Behandlungsart sind natürlich die schlimmsten: Um nicht vor Langeweile zu sterben, müssen sich die Koffer unterhalten; worüber unterhalten sie sich? Ueber ihren Feind, den Menschen. In welcher Weise unterhalten sie sich? Indem sie Verschwörungen gegen ihn anzetteln.

„Meine Herren," sagt der große Koffer, der naturgemäß das größte Ansehen auf dem Hängeboden genießt, „die Stunde naht, da unsre Feinde sich zur Sommerfrische

rüsten. Ich glaube von jedem ehrliebenden Koffer erwarten zu dürfen, daß er Alles daran setzen wird, diesen Menschen das geplante Vergnügen in jeder möglichen Weise zu durchkreuzen, zu verkümmern und ihnen durch tausend Widerwärtigkeiten die sogenannte Erholungszeit zu einer Leidenszeit zu machen. Bin ich verstanden worden? Habe ich Ihre Zustimmung?"

„Jawohl," rufen der mittelgroße und der kleine Koffer, und „durchaus einverstanden," wispern die Handtaschen, die von Natur weniger bösartig, sich der allgemeinen Stimmung nicht zu verschließen wagen. Nun werden in geheimem Flüsterton die Aufgaben für jeden Einzelnen vertheilt. „Sie, mein Herr Kolorado-Käfer," sagt der große Hund in zischelnden Lauten, „sind von Natur mit einem schönen, glattabschüssigen Rücken begabt; wenn sich der Herr des Hauses, seiner gemeinen Angewohnheit gemäß, auf Sie kniet, um Ihnen den Mund zu schließen, so krümmen Sie, wenn ich bitten darf, den Buckel, damit das Scheusal hinten hinunterrutscht — wollen Sie?"

„Ich will," erwidert mit hämischem Lächeln der Kolorado-Käfer.

„Ihnen, mein Herr Bacillus," fährt der große Hund fort, „pflegt die Wäsche des Hausherrn anvertraut zu werden; nehmen Sie davon so viel ein, als Sie schlucken können, und dann zerknüllen Sie ihm die Oberhemden — wollen Sie?"

„Ich will," erwidert grinsend der Bacillus.

„Was Sie betrifft, meine theure Phylloxera," wendet sich endlich der große Hund an die Handtasche, „so dienen

Sie, wie Sie wissen, der abscheulichen Familie gewöhnlich als Frühstückskober. Nehmen Sie sich des Frühstücks an; zermalmen Sie Eier, Butterbrode und Früchte in einen Brei und suchen Sie den Fruchtsaft, wenn irgend möglich, auf Bücher, Spitzen und andere Ihrer Obhut anvertraute Gegenstände zu lenken, so daß große untilgbare Obstflecke entstehen — wollen Sie?"

„Ich will," kichert die von Natur nicht bösartige, jetzt aber verwilderte Handtasche Phylloxera.

„Was mich betrifft," fährt der große Hund fort, „so werden Sie mir hoffentlich das Vertrauen schenken, daß ich der lieben Familie das Leben gründlich sauer machen werde." Ein allgemeines Nicken der Koffer-Pyramide bekundet das Vertrauen, das ihm von allen Seiten entgegengebracht wird.

„In eine derartig vergiftete Seelen-Atmosphäre tönt nun das Glockenzeichen hinein, welches die Stunde zum Beginn der Reisevorbereitungen verkündet. Der Mensch betritt den Hängeboden; mit lautlosem Schweigen, durch keinen Zug ihres lederhäutigen oder segeltuchenen Antlitzes den Ingrimm verrathend, der ihr Inneres erfüllt, erwarten ihn die Koffer. Mit echt menschlich-brutalem Leichtsinn aber läßt der Mensch dieses unheimliche Schweigen völlig unbeachtet.

„Während Phylloxera, Bacillus und Kolorado-Käfer sich vorläufig scheinbar ergeben, eröffnet der große Hund schon beim Transport über die Hängebodentreppe die Feindseligkeiten, indem er sich sperrt, stemmt, sich schwer macht und endlich den Hausherrn mit aller Kraft auf den

Fuß tritt. Der Wehschrei des Getretenen läßt die Herzen sämmtlicher Koffer vor Freude knarren.

„Anstatt aber von nun an wenigstens den Versuch zu machen, den Koffer durch gemüthvolle freundliche Behandlung zu gewinnen, fährt der Mensch — o Menschen! Menschen! — in roher Unverständigkeit fort, indem er zum Rohrstock und Staubwedel greift und den Koffer in roher Weise auszuklopfen beginnt.

„Welches die Empfindungen des Koffers während dieser gemeinen Behandlungsweise sein müssen, wage ich nicht auszumalen; genug, daß damit jeder mögliche Rest versöhnlicher Stimmung vernichtet wird.

„Die einzige Rache des mißhandelten Geschöpfes besteht vorläufig darin, daß es den Staub, der unverdaut in seinem Leibe liegt, in dicken Wolken von sich stößt, dem Menschen ins Gesicht, die ganze Stube unter Staub setzend.

„Nun tritt der wichtige Moment ein, da die Koffer gefüttert werden. Neun Monate lang nur Staub, — jetzt mit einem Male sollen sie Nahrung kompaktester Art, Wäsche, Röcke, Beinkleider, Westen, Stiefel, Schuhe, Bücher und Papier, und das Alles in größten Massen, zu sich nehmen.

„Aber Menschen! Menschen! Ist denn kein Gefühl in Euch? Sagt Euch denn nicht der einfache Verstand, daß ein derartiges Verfahren dem Koffer den Magen verderben muß, auch wenn er einen Straußenmagen hätte? Ist es denn wirklich zu viel verlangt, daß Ihr ihn langsam an die Reisekost gewöhnt, indem Ihr ihn zwei, drei Wochen vor Beginn der Reise zu füttern anfangt? Beginnt mit kleinen Portionen; gebt ihm heute drei Oberhemden zu

essen, morgen noch ein paar Nachthemden dazu; fügt übermorgen einige Paar Strümpfe und Unterbeinkleider hinzu und fahrt so bis zu allmählicher Stopfung fort. Der Koffer wird sich an seine Last gewöhnen, sie gehörig verdauen und Euch danken.

„Wie verfährt dagegen der Mensch? Im Zeitraum einer Stunde wird der Koffer genudelt und gemästet, daß dem armen abgemagerten Geschöpf der Bauch zum Platzen schwillt. Die Wirkung ist auch danach: Mit weit geöffneten Kiefern schlingt der hungrige Koffer Alles ein, was ihm geboten wird, Wäsche, Kleidungsstücke und Stiefel des Hausherrn.

„Das geht ja famos!" sagt das bethörte Familienoberhaupt. Schweigend hört ihn der Koffer an; „warte Du nur," denkt er bei sich. Einen Augenblick wendet sich das leichtsinnige Familienoberhaupt ab — im selben Moment hat der Kolorado-Käfer, denn er ist es, der zunächst gefüttert wird, Kamm und Bürste des Hausherrn verschluckt und tief unter die Wäsche befördert. Nach einiger Zeit vermißt der Hausherr, der sich striegeln will, die nothwendigen Utensilien; wo sind Kamm und Bürste? Der Kolorado-Käfer steht in lethargischer Ruhe — er weiß von nichts — das ganze Haus wird umgedreht — nach dreistündigem Suchen werden Kamm und Bürste im Bauche des Kolorado-Käfers, da wo er am tiefsten ist, gefunden; Wäsche, Kleidungsstücke und alles Uebrige hat herausgerissen werden müssen — der Hausherr schnauft vor Wuth — der Kolorado-Käfer knarrt vor Vergnügen. Endlich ist er von Neuem vollgestopft; der Hausherr macht sich daran, ihn zu schließen. „Nun aber sollst Du mich

kennen lernen," murmelt der Kolorado-Käfer in sich hinein.

„Ein wüthender, ein entsetzlicher Kampf beginnt zwischen Mensch und Koffer. Mit roher Gewalt greift der Mensch zu — mit finsterem Trotze leistet der Koffer Widerstand. Zwei Schnallen, zwei gemeine Lederschnallen, hat der Mensch anbringen lassen, mit denen er dem Koffer das Maul zuzuschnüren versucht. Aber Mensch! Mensch! Mit dem Bären verfährt man so, den man zum Tanzen abrichten will, und dem man einen Maulkorb vor die Schnauze legt, — aber ist das die Art, ein Geschöpf zur Sittlichkeit und Ordnung zu erziehen?

„Nach halbstündigem Kampfe ist es dem Menschen endlich gelungen, die Schnallen zuzuziehen; schon aber schwitzt er am ganzen Leibe, und noch bleibt das Schloß zu schließen, und nun wird der Widerstand des Koffers geradezu fanatisch. Der Schlüssel wird ins Schloß gesteckt — der Koffer spuckt ihn aus — die Kramme wird in ihre Oeffnung gedrückt — der Koffer beißt die Zähne zusammen, die Kramme fährt zurück und dem Menschen an die Nase.

„Jetzt wirft sich der Mensch, aller Rücksichten vergessend, auf den Koffer und kniet ihm auf den Rücken. Der Koffer krümmt den Buckel — der Mensch fällt vornüber, die Hände am Boden, die Füße gen Himmel.

„Der Mensch schwitzt, flucht und verzweifelt, der Koffer stöhnt, knarrt und triumphirt. Nach abermals einer halben Stunde richtet sich der Mensch, blauroth im Gesicht, auf — der Kolorado-Käfer ist für diesmal besiegt. Gefesselt, verriegelt, verschnallt steht er da.

„Dies aber war nur der Anfang; jetzt gilt es in gleichem Ringen den Bacillus zu bewältigen, der kampfdürstend bereit steht. Die Schreckensscenen von vorhin wiederholen sich; in gräulichem Durcheinander wälzen sich Mensch und Koffer umher; dazu kommt, daß die Kräfte des Menschen durch den Kampf mit dem Kolorado-Käfer schon geschwächt sind, während Bacillus frisch ist.

„Nach Verlauf einer Stunde hat menschlicher Witz endlich auch über Bacillus den Sieg davon getragen, entwaffnet steht er neben dem Kolorado-Käfer; Beiden ist der Mund verboten; sie können nur noch dumpf knurren. Ihre Augen sind auf den großen Koffer, den „großen Hund," gerichtet. „Mit uns bist Du fertig geworden," sagt ihr Knurren, „aber jetzt kommt unser großer Bruder."

„Und die Vorgänge, die sich nun abspielen, sind in der That entsetzlich. Der große Hund ist mit der Wäsche und den Kleidungsstücken der Familienmutter und der Kinder gefüttert worden.

„Mit teuflicher Gewandtheit hat der große Hund seine Stellung so zu nehmen verstanden, daß er gerade vor der einzigen Thüre des Zimmers steht. Der Eingang ist verbarrikadirt, wer heraus oder hinein will, muß über ihn fortklettern.

„Die Familienmutter sucht ihn zur Seite zu ziehen — der große Hund zeigt für ihre Anstrengungen nur ein geringschätziges Lächeln. Die Kinder spannen sich an — der große Hund lächelt noch immer. Der Hausherr kommt und zieht mit — der große Hund steht wie ein Fels. Sämmtliche Dienstmädchen werden gerufen — er giebt einen halben Zoll nach, so daß der Mensch mit Ein-

ziehung aller Weichtheile des Körpers gerade noch an ihm vorüberschlüpfen kann.

„Nach Verlauf mehrerer Stunden ist die Füllung des großen Hundes vollbracht. Der Hausherr sieht ihn mit besorgten Blicken an. „Wir werden ihn morgen früh zumachen," sagt er. Er ahnt, welche Aufgabe ihm bevorsteht, und fühlt sich derselben, ermattet durch die Kämpfe mit Bacillus und Kolorado-Käfer, nicht mehr gewachsen. „Gut," denkt der große Hund für sich, „auf morgen."

„Die Nacht über ist Waffenstillstand. Am Abend geht der unbesonnene Familienvater in die Bierstube, um sich vom Stammtisch für die Sommerreise zu verabschieden. Die Folge davon ist, daß er am nächsten Morgen erst spät, zwei Stunden vor Abgang des Zuges, mit Kopfschmerzen aus den Federn kommt.

„Der große Hund ist schon lange wach, hat nicht gekneipt und erwartet den Gegner.

„Der Kampf beginnt — nach den ersten vergeblichen Versuchen steigt dem Familienvater das Blut zu Kopf — „au, mein Kopf," murmelt er; der große Hund hat den Angriff abgeschlagen.

„Wir müssen uns beeilen," mahnt sanft, aber vernehmlich die Familienmutter.

„Steigt auf den Koffer," gebietet der Papa. Frau und Kinder klettern auf den großen Hund, — ihre Last genügt nicht. Köchin und Hausmädchen werden hinzugezogen; die ganze Familie ist auf dem Rücken des Koffers, vor welchem der Hausherr ächzend kniet, versammelt — der große Hund giebt nicht nach.

„Wüthend springt der Hausherr auf und mit einem

Satz auf den Koffer, sodaß die Köchin zur einen, die Familienmutter zur andern Seite hinunterpurzelt; die Genick- und Rückenmuskeln des großen Hundes sind wie Eisen und Granit — er giebt nicht nach.

„Der Portier soll heraufkommen," brüllt der Hausherr, dem die Kukuksuhr zuruft, daß nur eine Stunde noch bis zum Abgange des Zuges ist. Piefke, der Portier, eine herkulische Gestalt, erscheint; auf dem Deckel des Koffers steht der Hausherr und trampelt mit beiden Beinen, vor dem Koffer kniet Piefke, der Portier, und drückt mit beiden Händen — der große Hund steht zwischen ihnen wie ein Märtyrer, an dessen Widerstandskraft die Wuth der Henker erlahmt. „Er ist zu voll gepackt," erklärt Piefke, der Portier, „es muß 'was 'rausgethan werden."

„Mit wüthendem Griff langt der Hausherr in den Koffer und reißt die zu oberst liegende neue Garderobe der Familienmutter heraus. Die Familienmutter protestirt — der Familienvater erwidert nicht ohne Schärfe — die Familienmutter bricht in Thränen aus — die Kinder heulen mit — der Familienzwist ist da.

„Ein Triumphgefühl schauert über den Lederrücken des großen Hundes, er hat gesiegt, und jetzt endlich entschließt er sich, das Maul zuzumachen.

„Inzwischen ist es höchste Zeit geworden; der Hausherr stürzt eine Tasse brühend heißen Kaffee hinunter und verbrennt sich Mund, Schlund und Magen. Er wird ausfallend gegen die Familienmutter, welche in Jammertönen versichert, „daß er so unangenehm noch niemals gewesen sei!" Die Kinder erheben ein Zetergeschrei —

mit den Gefühlen wechselseitiger Feindseligkeit besteigt die Familie die Droschke.

„Ich schließe das Schauerbild häuslichen, durch die Bösartigkeit des Koffers hervorgerufenen Familienzerwürfnisses und stelle als dritte Behauptung den Satz auf:

„Zu den schwersten Tagen des menschlichen Lebens gehört der erste Tag einer Vergnügungsreise.

„Allzuweit würde es mich führen, wenn ich die Schurkereien, die sich der Koffer mit wahrhaft teuflischer Erfindungskraft ausersonnen hat, um den Menschen während der Reise zu quälen, in allen Einzelheiten herzählen sollte. Nur kurz sei darauf hingewiesen, wie meisterlich das boshafte Geschöpf es versteht, sich beim Wiegen den Schein von Ueberfracht zu geben, um dem Menschen unverhoffte Ausgaben zu bereiten; wie täuschend er beim Ausladen die Gesichtszüge anderer Koffer nachzuahmen versteht, so daß die Vertauschung des eigenen mit einem fremden Koffer zu den stehenden Aufregungen eines Reiseprogramms zu rechnen ist; wie ungezogen sein Benehmen im Coupé als Handgepäck ist, wie er sich den Passagieren vor die Füße stellt, damit sie stolpern; wie er sich aus dem Netze wirft, damit er uns auf die Köpfe fällt — genug und schon zu viel! Aber wer, frage ich, ist als Urheber all' dieser Abscheulichkeiten anzusehen? Der Mensch, der den Koffer während der Reise ebenso falsch behandelt, wie vor derselben.

„Der Koffer soll der Reisegefährte des Menschen sein — wo gehört er also hin? In die menschliche Gesellschaft; dahin, wo der Mensch während der Reise sitzt, ins Coupé.

„Ihr wendet mir ein, daß Eure Bequemlichkeit darunter leiden würde? Aber Menschen! Menschen! Fühlt Ihr denn nicht, daß es sich um eine Kulturaufgabe handelt? Könnt Ihr derselben nicht ein bischen von Eurer elenden Bequemlichkeit zum Opfer bringen?

„Statt dessen, was thut der Mensch? So wie er den Koffer vor der Reise auf den Hängeboden verbannt, so steckt er ihn während derselben in den Gepäckwagen! Unsinn, Du siegst! Habt Ihr Euch denn noch nie gesagt, daß der Gepäckwagen für den Koffer genau dasselbe bedeutet, was für den Menschen das Zuchthaus? Ueberlegt Ihr denn nicht, in was für eine Gesellschaft Ihr Euer Reisethier bringt?

„Da kommt der junge, unerfahrene, unverdorbene Koffer mit alten ergrauten Burschen seines Geschlechtes zusammen; da lauscht er den Gesprächen derselben — erst mit Staunen, dann mit Vergnügen, schließlich mit Begeisterung.

„Da hört er zum Beispiel, wie ein alter Koffer, dessen runzlig weichem Ledergesicht man die Erfahrung im Laster ansieht, zu einem großen eisenbeschlagenen sagt: „Möchten Sie mir nicht den Gefallen thun, auf mich zu steigen? Mein Hausherr hat mir zerbrechliche Sachen anvertraut — es wäre mir ein besonderes Vergnügen, ihm dieselben zerbrochen herauszugeben, und Sie, Verehrter, scheinen mir der rechte Mann dazu." „Mit Vergnügen," antwortet der eisenbeschlagene; im nächsten Augenblick geht ein Klirren durch den Gepäckwagen und ein schadenfreudiges Gelächter sämmtlicher Koffer.

„Da hört er, wie ein anderer Koffer-Kollege zu seinem Nachbar sagt: „Wir nähern uns der Zollgrenze, da gedenke ich meiner Hausmutter ein Vergnügen zu bereiten. Sie hat mir zwanzig Meter Spitzen in den Magen gesteckt, die sie über die Grenze paschen möchte — sie glaubt sie wohl versteckt — hahaha — sie soll ihr blaues Wunder erleben. Mauthbeamte sind, wie Sie wissen, die einzigen Menschen, mit denen wir im Einvernehmen stehen, denn sie sind Feinde des übrigen Menschengeschlechts. Sie verstehen in den Falten unseres Gesichtes zu lesen, und wenn sie uns die Hand auf den Magen legen, so geht ein elektrisches Zucken durch ihre Fingerspitzen, welches ihnen sagt: „Hier ist etwas für Dich." Nun, ich werde mein Gesicht in Falten legen, daß der Mauthbeamte wie mit Riesenbuchstaben darin lesen soll: „Hier wird geschmuggelt!" Sollte er mich dann noch nicht verstehen, so werde ich Bauchgrimmen, Magenkrampf und endlich Uebelkeit heucheln, mich winden, schütteln und schließlich mich von den Kontrollschranken auf den Boden hinunterfallen lassen, so daß sich das Unterste meines Mageninhalts zu oberst kehrt — und wenn meine Hausmutter dann ihre Strafe gezahlt hat — na, dann, denke ich, wird das Reisegeld gerade noch zur Rückreise nach Hause ausreichen." —

„Derartige Pläne werden vor den Ohren des jungen Koffers verhandelt! Derartigen Gesprächen zwingt Ihr ihn das Ohr zu leihen!

„Menschen! Menschen! daß ich doch Jeden von Euch vier Wochen lang zu Einbrechern und Spitzbuben ins Zuchthaus stecken könnte, damit Ihr fühlen lerntet, was

Ihr Eurem, von der Natur Euch zur Pflege anvertrauten Mitgeschöpf anthut. Tragt denn die Folgen Eures Verfahrens; eßt die Suppe aus, die Ihr Euch eingebrockt: unschuldig, in Listen und Ränken unerfahren ist Euer Koffer bei Beginn der Reise in den Gepäckwagen eingestiegen — als ein angebrannter Teufelsbraten klettert er jetzt, da der Zug auf der Grenzstation angekommen ist, aus demselben heraus.

„Während des Gespräches über den Spitzenverrath ist ihm eingefallen, daß sein Hausherr vor der Abreise ein doppeltes Futter in seinem Innern angebracht und dasselbe mit Cigarren vollgestopft hat. Harmlos, den tieferen Zweck nicht ahnend, hat der Koffer es geschehen lassen — jetzt ist ihm ein Licht aufgegangen und mit dem Lichte zugleich ein nichtswürdiger Plan.

„Auf dem Brett, auf welchem die Koffer und Handtaschen zur Visitation aufgelegt werden, hat er mit spähenden Augen einen etwas hervorragenden Nagel entdeckt; an den Kopf dieses Nagels klammert er sich mit der Kante seiner Rückennaht an.

„Schon ist die Visitation glücklich beendet — schon athmet der Familienvater erleichtert auf — seine Cigarren sind unentdeckt geblieben — schon ergreift er den Koffer, um ihn zu schließen — da — ein Reißen und Krachen — die Rückennaht des Koffers klafft in langer Spalte und aus der Oeffnung streckt der Koffer in Gestalt der braunen Spitze einer Cigarre die Zunge heraus.

„Wie ein Stoßvogel wirft sich der Mauthbeamte darüber her; mit roher Schonungslosigkeit erweitert er den

Riß, das süße Geheimniß des Familienvaters ist entdeckt, entweiht, im Gänsemarsche kommen die Cigarren, eine hinter der andern, aus ihrem Versteck herausspaziert.

„Kaum ans Licht geboren, sind sie auch schon konfiscirt, und damit der so plötzlich erleichterte Familienvater nicht das Gleichgewicht verliert, wird ihm eine Geldstrafe auferlegt, unter deren Last er schier zusammenbricht.

„Ein krampfhafter Griff ins Portemonnaie — ein tiefes Erbleichen des Familienvaters — und im nächsten Augenblick vernimmt die betrübte Familie die Hiobspost, daß sie acht Tage früher, als ursprünglich beabsichtigt gewesen, nach Hause zurückkehren werden.

„Der Koffer grinst über alle Falten seines Gesichtes — das Geschöpf, welches die Natur dazu bestimmt hatte, Dein Reisehelfer zu sein, ist durch Deine Schuld, thörichter Mensch, zum Vernichter Deines Reisevergnügens geworden. —

„Ich schließe das Sündenregister; ich fühle, daß ich durch eine zu weitläufige Ausführung desselben den Koffer zu einem Gegenstande des Hasses für den Menschen machen würde, und das ist meine Absicht nicht. Nein, nicht den Koffer anzuklagen bin ich her gekommen, sondern den Menschen! den Menschen!

„Und an Dich, Mensch, wende ich mich zum Schlusse mit der Frage: Hast Du meine Worte vernommen? Bist Du endlich aufgewacht? Ja? Ja? Nun, ich hatte ja die Hoffnung noch nicht aufgegeben; es ist gut.

„Und fragst Du mich nun, was zu thun sei, um diesem trostlosen Zustande ein Ende zu machen, um den Koffer

aus seiner Verwilderung zur Höhe des Hausthieres emporzuheben, so erwidere ich: komme zu mir und lerne.

„Ich, Doktor Theophrast Lerchenschmidt, beschäftige mich seit zwanzig Jahren mit dem Koffer und seiner Zähmung — jetzt bin ich der Lösung des Problems auf der Spur. Unterricht in der Gewöhnung und Abrichtung des Koffers ertheile ich, die Stunde zu drei Mark; mit praktischen Uebungen verbunden zu fünf Mark.“ —

Die Nacht war weit fortgeschritten, und das Licht tief hinunter gebrannt, als ich bei diesen Worten angelangt war. Erregt und bewegt erhob ich mich, um die Nachtruhe zu suchen. Indem ich scheuen Auges zu der Ecke hinüber blickte, wo mein Koffer stand, glaubte ich zu bemerken, daß er vorwurfsvollen Blickes zu mir auf schaute.

Eine tiefe Beschämung ergriff mich, rasch löschte ich das Licht, um den mahnenden Augen zu entgehen. „Beruhige Dich,“ murmelte ich, indem ich die Bettdecke über mich zog, „morgen gehe ich mit Dir zu Doktor Theophrast Lerchenschmidt.“

Spät am andern Morgen erhob ich mich. Ich war schon einmal in aller Frühe, in Folge eines heftigen Lärms im Hause, aufgewacht, hatte mich aber noch einmal auf die andere Seite gelegt.

In freudiger Bestimmtheit stand mein gestriger Entschluß vor meiner Seele. Sobald ich gefrühstückt hatte, erkundigte ich mich, ob Doktor Lerchenschmidt schon zu sprechen sei, als ich zu meiner Betretung erfuhr, daß dem Doktor bereits in aller Morgenfrühe gekündigt worden

und er mit allen Koffern und übrigen Familienmitgliedern abgereist sei. „Die übrigen Gäste im Hause hätten sich beschwert, weil so ein schauderhafter Spektakel bei dem Doktor gewesen wäre."

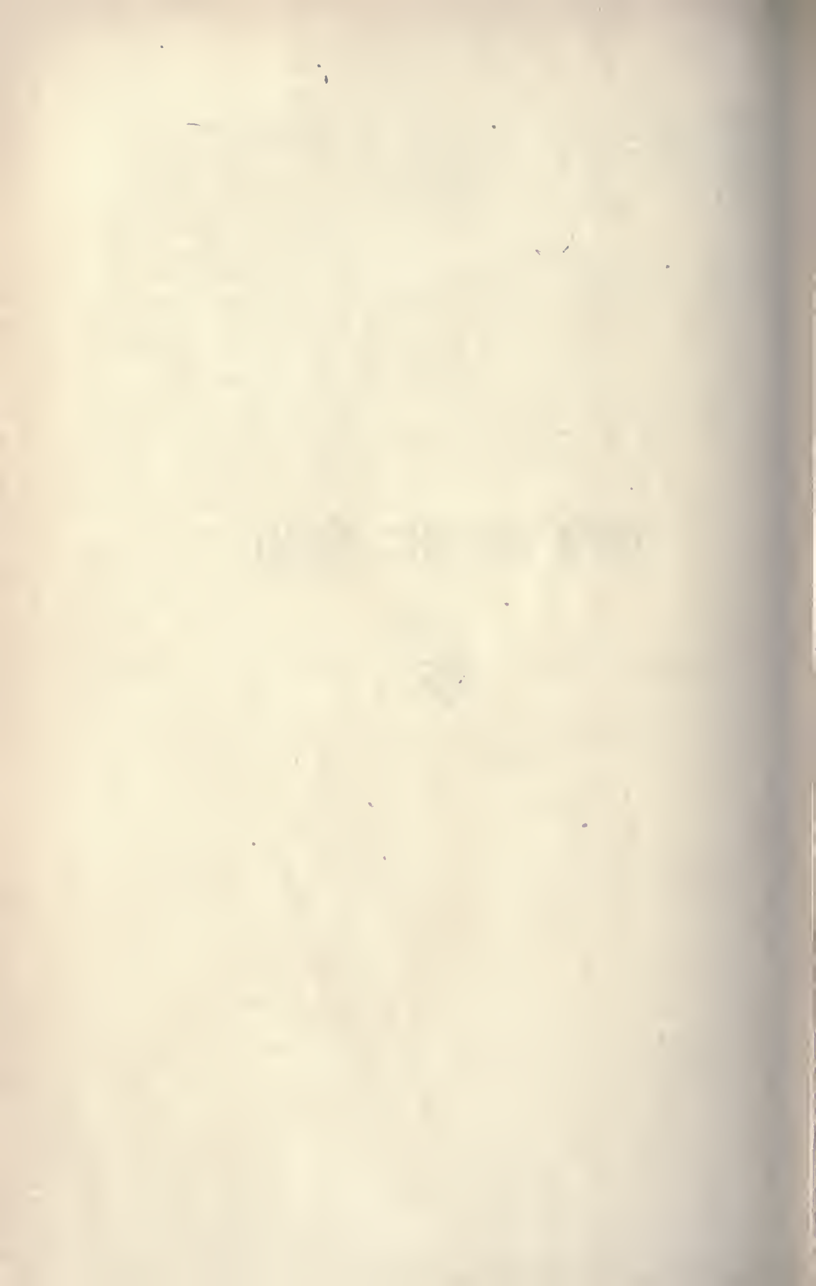
Kopfschüttelnd trat ich in meine Behausung zurück, und wehmüthig blieb ich vor meinem Koffer stehen: „O Menschen, Menschen!" murmelte ich.

Niemand wußte mir zu sagen, wo ich Doktor Lerchenschmidt zu suchen hätte — und so bin ich noch heute hoffnungsloser Inhaber eines ungezähmten Koffers.



Mein nervöser Onkel.







Mein Onkel; mein armer guter Onkel. — Uebellaunig wärst Du gewesen, sagen die Menschen Dir nach — hm — hm; reizbar wärst Du gewesen — nicht übermäßig verbindlich, ja unter Umständen sogar grob — hm — hm freilich, wenn ich zurückdenke, muß ich gestehen, daß ich begreife, wie sie zu solcher Anschuldigung gekommen sind — aber wissen sie denn auch, warum Du übellaunig, ahnen sie, warum Du reizbar warst?

Mein Onkel gehörte zur großen Gemeinde der leidenden Menschheit, er war ein Märtyrer seiner Leibesbeschaffenheit.

Von kurzer, gedrungener Statur, dabei vollblütig und mit ausgesprochener Anlage zum Fett — Naturen dieser Art sind bekanntlich immer reizbar, und zwar aus naheliegenden Gründen; denn sie leiden unter tausend Unannehmlichkeiten, von denen die Mageren nichts wissen.

Dazu kam, daß er von stolzer Gemüthsart war und sich lieber die Zunge abgebissen, als zugegeben

hätte, daß er die Unzuträglichkeiten seines Körpers empfand. Schweigend verschluckte er den Aerger, den ihm der Vergleich mit den Mageren verursachte. Natürlich verminderte seine Reizbarkeit sich dadurch nicht, im Gegentheil, sie bekam einen Stich ins Gallige. Er begann die magere Hälfte der Menschheit mit feindseligen Empfindungen zu betrachten, und da ihm beinah alle Menschen im Vergleich zu ihm mager erschienen, gerieth er beinah mit der ganzen Welt auf gespannten Fuß.

Was hatte er aber auch Alles zu leiden!

Als ein Mann von cholerischem Temperament bewegte er sich, wenn er auf der Straße ging, stets im Geschwindschritt; dadurch kam es, daß er sehr bald heiß wurde; sobald er heiß wurde, gerieth er in Schweiß, und sobald er in Schweiß gerieth, rutschte ihm der Kneifer von der Nase.

In solchen Augenblicken war es nicht rathsam, ihn anzureden. Sein ganzes Denken und Trachten war alsdann lediglich darauf gerichtet, den „vermaledeiten" Kneifer auf der schlüpfrigen Nase festzuklemmen.

Seine Nase war kurz und breit und daher nicht eigentlich für einen Kneifer geeignet. Ich wagte einmal, ihm vorzuschlagen, daß er lieber eine Brille tragen sollte — ich wagte es einmal und nie wieder — die Brille erschien ihm schulmeisterlich, und Schulmeister waren ihm, wie er mir des Oefteren anvertraute, „odiös". Wehe überhaupt Jedem, der ihn auf eine Unzulänglichkeit seiner Natur aufmerksam zu machen wagte, der ihm sagte, daß er erhitzt sei oder gar, daß er schwitze. Wehe

aber auch Jedem, der seinen Zustand verkennend, ihm, wenn er erhitzt war, zu seinem guten Aussehen gratulirte. Einem Freunde, der einmal freudig erstaunt geäußert hatte, „daß er wie ein Pfannkuchen aufginge", hatte er sofort die Freundschaft gekündigt.

Nicht anders als auf der Straße erging es meinem armen Onkel in der Gesellschaft. Sobald er einige Zeit im Salon unter Menschen war, gerieth er in Schweiß, und der Kneifer wollte nicht mehr halten. In solchen Augenblicken gab es für ihn nur einen Trost: Leidensgefährten zu suchen. Sobald er einen Anderen sah, der gleich ihm durch die Hitze litt, steuerte er in dessen Nähe.

Nicht um ihn zu trösten, nein, ich kann es leider nicht verhehlen, mit bösartigen Hintergedanken; um sich an der Qual des Unglücklichen zu weiden.

So erinnere ich mich, daß wir einst in einer Gesellschaft mit einem berühmten Tenoristen an einer und derselben Tafel saßen. Der Sänger hatte kurz vorher auf das Schmelzendste gesungen, er neigte gleichfalls zum Fett und trug, da er kurzsichtig war, ebenfalls einen Kneifer. Er war in Schweiß gerathen, der Kneifer rutschte ihm — mein Onkel war noch trocken und fühlte sich dem Unglücklichen überlegen.

„Sie transpiriren," sagte er, indem er den Mimen kalten Blicks fixirte. „Sie werden gleich Ihren Kneifer verlieren."

Der Sänger rückte den Kneifer zurecht, man merkte ihm an, daß ihm durch die Worte meines Onkels kein Gefallen geschah.

„Sie werden sich die Augen total verderben," fuhr mein unerbittlicher Onkel fort, „wenn Sie den Kneifer so schief vor denselben tragen. Sie thäten wohl daran, eine Brille zu benutzen."

Der Tenor schoß einen empörten Blick über den Tisch, mein Onkel fing ihn mit siegreicher Gelassenheit auf — er frohlockte innerlich. Der unglückliche Mime aß keinen Bissen mehr und blieb den ganzen Abend verstimmt; mein Onkel speiste mit der Ruhe eines Wahrheitsapostels weiter, blieb den ganzen Abend trocken und durchlebte innerlich glückliche Stunden.

Derartige Momente waren aber leider nur selten im Leben meines armen Onkels, zahlreich dagegen die Aergernisse, die ihm durch die Welt und deren „ganz dumme und schlechte Institutionen" verursacht wurden.

Unter den letzteren war namentlich eine, und zwar die für den Verkehr der Großstadt nothwendigste, welche meinem armen Onkel, so oft er sie benutzte, eine Fülle von Verdrießlichkeiten bereitete: nämlich das Fuhrwesen. Ich will mich nicht damit aufhalten zu schildern, was er als Fußgänger durch Pferd und Wagen zu leiden hatte, wenn er bei Straßenübergängen, an denen ihm mit tückischer Vorliebe der Kneifer zu rutschen pflegte, das Gefühl des Ueberfahrenwerdens hundert Mal im Geiste durchkostete — will das Bild nicht ausführen, das er gewährte, wenn er, von der Potsdamerstraße kommend, mit hochgeschwungenem Regenschirm über den Potsdamerplatz hinüber nach der „Insel" sich rettete und dort wie ein Mensch, der schwerster Leibes- und Lebensgefahr entronnen, schnaufend zu weiterem Gange Kraft

schöpfte — ich will aus dem Dulderleben dieses vielgeprüften Mannes ein Moment herausgreifen, ich will meinen Onkel als Fahrgast schildern.

Als unbestrittenen Satz glaube ich aufstellen zu dürfen, daß es für Niemanden ein Vergnügen ist, in einer Berliner Droschke zweiter Klasse zu fahren. Daß es für meinen Onkel keines war, kann ich aus eigener schrecklicher Erfahrung bezeugen. Früher nämlich habe ich ihn manchmal bei derartigen Gelegenheiten zu begleiten das Mißgeschick gehabt — ich sage früher, denn später that er einen Schwur, nie wieder in einer Droschke zweiter Klasse zu fahren, und ich desgleichen, ihm nie wieder in einer solchen Gesellschaft zu leisten.

Andere Leute ärgern sich auch über Droschken dieser Gattung, aber ihr Aerger beginnt erst, wenn sie in dem Rumpelkasten sitzen — mein Onkel ärgerte sich schon, bevor er noch eingestiegen war. Wie er denn überhaupt die Gabe besaß, sich „auf Vorrath" zu ärgern.

Der Anblick der mageren abgetriebenen Droschkengäule genügte, um sein Blut in Wallung zu bringen, und sobald er dem Kutscher sein Ziel verkündet hatte, reute es ihn bereits, daß er sich zur Fahrt entschlossen hatte.

Sofort eröffnete er die Feindseligkeiten. Während der Kutscher die Decke vom Pferde nahm, sich in dieselbe einwickelte und zurecht setzte, stand mein Onkel, die Uhr in der Hand, neben der Droschke.

„Das rechnet nicht mit zur Fahrzeit," erklärte er drohenden Tones, „das sage ich Ihnen, das rechnet nicht mit."

„Steig ein!" wandte er sich dann zu mir in einem Tone, der mir nahendes Ungewitter verkündigte.

Um seiner kurzen Gestalt mehr Länge zu verleihen, trug mein Onkel mit Vorliebe hohe Hüte. Die Folge davon war, daß er jedesmal beim Einsteigen in die Droschke mit dem Hute an die Decke stieß.

„Verfluchter Kasten," grunzte er, indem er den bestoßenen Hut vom Kopfe nahm und mit dem Rockärmel glatt strich. Dann trat zunächst ein unheimliches Schweigen ein.

Plötzlich wurde dasselbe durch einen furchtbaren Laut unterbrochen:

„Wo fährt der Kerl denn lang?" brüllte mein Onkel mit einer Stimme, die mir fast das Trommelfell zersprengte, „der Kerl hat ja keine Ahnung! er fährt ja eine Meile um!"

Schwierig war in solchen Fällen meine Lage: widersprach ich, so betrachtete er mich als Verbündeten und Geistesverwandten des Kutschers, und die ganze Ladung, die diesem gegolten hatte, bekam ich auf den Pelz; schwieg ich, so empörte ihn das; er faßte es als Zeichen geistiger Stumpfheit, oder was noch schlimmer, als versteckte Opposition auf, und ich bekam es wieder ab; stimmte ich ihm bei, so nahm er das zunächst als schuldigen Tribut meiner geistigen Untergeordnetheit auf, und nach einiger Zeit ärgerte er sich darüber; es fehlte ihm an der nöthigen Reibung, er brauchte Widerspruch; mit furchtbarer Virtuosität drehte er die Sache hin und her, bis daß er mir irgendwie und irgendwo widersprechen konnte, und dann bekam ich es erst recht.

Hatte sich der Groll meines Onkels auf diese Weise zum ersten Male entladen, so wurde es für eine Zeit wieder still.

Dann ertönte aus seiner Ecke ein Lachen, ein heiseres, kaltes, entsetzliches Lachen. „Das nennt man nämlich fahren," sprach mein Onkel vor sich hin, sodann wandte er sich zu mir: „Das nennt man fahren." Was sollte ich auf diese unbestreitbare Behauptung erwidern?

Mein Onkel blickte hinaus. „Siehst Du dort das alte Frauenzimmer mit der Kiepe auf dem Rücken?"

Ich sah sie.

„Sie kommt schneller vom Fleck, als wir in unserer Droschke," fuhr er fort, „sie überholt uns, bei Gott, sie überholt uns!" Stöhnend sank er zurück. „Es ist eine Kalamität," sagte er, „in solch einem Schandfuhrwerk fahren zu müssen, eine Kalamität!"

Zornfunkelnden Auges verabfolgte er, am Ziele angelangt, dem Kutscher sein Fahrgeld; während er das that, wandte er sich an mich:

„Merk' Dir die Nummer dieser Droschke," sagte er, „notir' sie Dir, damit ich nie wieder hineinfalle, falls ich ich ihr wieder begegnen sollte."

So war der Seelenzustand meines Onkels bei gewöhnlichen Fahrten; nun stelle man sich vor, wie sich derselbe gestalten mußte, wenn er Eile hatte, wenn er zu bestimmter Zeit an einem Ziele anlangen mußte, z. B. zur Abfahrt an einem Bahnhofe.

Einstmals im Sommer hatten wir uns verabredet, einen Ausflug nach Friedrichshagen und dem Müggelsee zu machen. Pünktlich um 8½ Uhr Morgens, eine Stunde

vor Abgang des Zuges, trat ich reisefertig in die Junggesellenwohnung meines Oheims ein. Er war noch nicht erschienen, an der Thür seines Schlafzimmers stand der Barbier, die Serviette über dem Arm, dumpfe Resignation im Antlitz.

„Ich habe schon zweimal geklopft," sagte er, als er meinen fragenden Blick gewahrte. Ich trat an die Thür und klopfte kräftig an. „Na ja, na ja," ertönte es grollend aus der Tiefe der Schlafstube. Er lag offenbar noch im Bett.

„Es wird Zeit, Onkel," rief ich mahnend durch das Schlüsselloch.

„Na zum Schwerenoth, ja doch!" pfauchte es von drinnen. Plötzlich wurde die Thür aufgerissen und mein Onkel erschien in Schlafrock und Pantoffeln, mit gesträubtem Haar, Blicke um sich werfend, als hätte er die unerhörteste Beleidigung erlitten.

„Nimm Platz," sagte er zu mir, ohne mich anzusehen, mit einem Tone, der eigentlich mehr nach „mach, daß Du hinaus kommst," klang.

Schweigend gehorchte ich seiner Aufforderung — ich wußte, daß die Morgenstunde keineswegs für ihn Gold im Munde hatte. Mit dem Gesicht eines Menschen, dem der Henker die letzte Toilette macht, setzte er sich nieder, um sich von dem Barbier einseifen zu lassen. Die Operation begann, prustend ließ mein Onkel sich dieselbe gefallen. — Endlich war das schwere Werk vollbracht; mein Onkel stieß den Stuhl zurück, sprang auf und schoß gesenkten Hauptes in die Schlafstube zurück. Im Schlafzimmer erhob sich ein Rauschen und Plantschen, wie wenn ein

Elephant in die Schwemme geht und sich mit Wasser begießt.

Nach geraumer Zeit kam er, bis auf Rock und Weste fertig angekleidet, Kamm und Bürste in den Händen, wieder heraus. An mir vorbei stürmte er an die andere Thür seines Wohnzimmers. „Madame," donnerte er in den Flur hinaus, „den Kaffee, Madame, den Kaffee."

Dumpfe Laute von sich gebend, trat er vor den Spiegel, um sich das Haar zu machen; seine Kopfhaut knarrte förmlich unter den Bürstenstrichen, mit denen er darüber hinfuhr. Dann wandte er sich: „Wo bleibt denn die Person," sagte er mit verzweiflungsvoller Stimme, und abermals riß er die Flurthür auf.

„Aber so machen Sie doch etwas rasch mit dem Kaffee, es ist ja die höchste Zeit." Er fing an, nervös zu werden.

Die Wirthin erschien, ganz blaß vor Angst, mit dem Kaffeebrett in Händen. Der Kaffee war kochend heiß; mein Onkel blies in seine Tasse, daß die Flüssigkeit umherspritzte. Die Zeit ward immer knapper — schweigend sah ich nach der Uhr.

„Daß Du eine Uhr besitzt," sagte mein Onkel zu mir, „glaube ich Dir, auch ohne daß Du sie fortwährend hervorziehst."

„Ich meinte nur — es wird etwas spät —" wagte ich schüchtern einzuwenden.

„Soll ich mir den Magen verbrennen?" erwiderte er. „Ich denke, Du wirst mir doch erlauben, meine Gesundheit etwas höher zu schätzen als den abgeschmackten Müggelsee."

Plötzlich setzte er die Tasse nieder: „Na, ich bin fertig," sagte er, „meinetwegen kann es losgehen."

Er sprach dies im Tone des Vorwurfes, als sei ich an der bisherigen Verzögerung Schuld gewesen. Den Regenschirm in der rechten Hand, einen ungeheuren Plaid über dem linken Arme, eine fußlange Cigarre im Munde, schritt mein Onkel mir voran, die Treppe hinunter. Vor der Hausthür stand die Droschke, die ich mitgebracht hatte — leider hatte ich nur eine solche zweiter Klasse auftreiben können.

Ohne mich eines Wortes zu würdigen, stieg mein Onkel ein — wir setzten uns in Bewegung. Unser Weg bis zum Schlesischen Bahnhofe war lang, mein Onkel wohnte in der Potsdamer Straße. Die Hände über dem Griff des Regenschirmes gefaltet, die Augen starr geradeaus gerichtet, die Cigarre aus der Mitte des Mundes horizontal wie ein Balken hervorragend, so saß er in unheimlichem Schweigen da. Als wir den Potsdamer Platz kreuzten, erhob er lautlos den Schirm und deutete mit langgestrecktem Arme auf die Normaluhr — sie zeigte fünf Minuten nach neun — um neun ein halb ging der Zug. Ich hatte nichts zu sagen; mein Onkel zog den Schirm zurück und sank in seine vorige Starrheit.

Wir fuhren die Leipziger Straße hinunter; als wir die Wilhelmstraße überschritten hatten, fiel von seiner Seite das erste Wort: „Wozu fahren wir eigentlich, wenn ich fragen darf?" Ich war verblüfft. „Jenun," erwiderte ich mit erzwungenem Lächeln, „ich denke, nach dem Müggelsee.

„Ach so," versetzte er mit dumpfem Hohne. Aber-

maliges Schweigen. Nachdem wir die Charlottenstraße hinter uns gebracht hatten, vernahm ich ihn von Neuem. „Ich gratulire," sagte er, seine Stimme klang bereits heiser. — Ueberrascht blickte ich auf. „Gratulire zu der Droschke, die Du uns ausgesucht hast." Er blickte zur Seite hinaus und nickte: „Canaillöses Fuhrwerk," murmelte er, „die Schindmähre ist lahm." Ich folgte der Richtung seiner Augen; wir fuhren an einem Laden vorüber, in dessen großen Scheiben unsere Droschke wie in einem Spiegel erschien. Wir boten in der That ein klägliches Bild. —

Von da ab wieder tiefe unheilbrütende Stille bis zum Spittelmarkt. Dort angekommen, erhob sich abermals der schweigsame Schirm, um wie ein verlängerter Finger auf die Normaluhr zu weisen.

Es war neun Uhr siebzehn Minuten. — Eile that Noth. Der Kutscher selbst schien es zu fühlen, das Pflaster der Wallstraße rasselte unter unsern Rädern — noch konnten wir zur Zeit an Ort und Stelle sein.

Da — als wir an die Neue Grünstraße gekommen waren, schwenkte der Kutscher wider alles Erwarten in diese ein, das bedeutete einen Umweg — das bedeutete Zuspätkommen. Unwillkürlich flogen meine Blicke zu meinem Oheim — ein furchtbares Schauspiel begab sich; anfänglich wie von Staunen gelähmt, mit roth hervortretenden Augen, sprang er jetzt empor, so daß der Droschkenboden knackte. „Was machen Sie? Ist das der Weg nach dem Schlesischen Bahnhof? Wo fahren Sie entlang?" So brüllte er den Kutscher an, und nie in meinem Leben habe ich einen solchen Ton moralischer Entrüstung vernommen.

Der Kutscher wandte den Kopf und wollte etwas erwidern — vergebliche Mühe. „Ob das der Weg nach dem Schlesischen Bahnhof ist?“ donnerte mein Onkel ihm von Neuem in die Ohren. „Jotte doch,“ brachte der Kutscher endlich kopfschüttelnd heraus, „ick kann ja die Wallstraße nicht lang fahren, die Wallstraße is ja gesperrt.“

Mein Oheim war nicht mehr gesonnen, Entschuldigungen irgend welcher Art anzunehmen. „Gesperrt? Die Wallstraße ist gesperrt? Was soll das heißen, daß man die Wallstraße sperrt?“ „Weil doch der Gas neu gelegt wird,“ erläuterte der Kutscher. „Und dafür zahlt man seine Steuern, daß einem die Hauptverkehrsstraßen in der dümmsten, brutalsten Weise vor der Nase gesperrt werden?“

Dies Letztere war bereits halb zum Kutscher halb zu mir gesprochen, der Augenblick nahte, da ich die ganze Schale des Zornes über den Kopf bekommen würde — mit unbegreiflicher Thorheit beschleunigte ich mein Schicksal, indem ich schüchtern zu bezweifeln wagte, daß die Wallstraße von solcher Wichtigkeit sei.

„Die Wallstraße keine Hauptverkehrsstraße?“ Ein wildes meckerndes Lachen. — „Ich bin Dir verbunden für die nagelneuen topographischen Begriffe, die Du mir über Berlin beibringst! Aber Du wirst mir verzeihen, wenn ich erkläre, daß Deine Kenntnisse von Berlin gleich Null, gleich Null minus Null sind! Fünfzig Prozent des ganzen Berliner Frachtindustrie- und Handelsverkehrs bewegt sich Tag für Tag die Wallstraße entlang! Fünfzig, sechzig, siebzig Prozent! Die Wallstraße ist eine Schlagader Berlins! Eine Haupt- und Schlagader! Nein, von Berlin hast Du

ja keine Ahnung! Was hingegen Deine hippologischen Kenntnisse anbetrifft — ah — alle Achtung — ohne Spaß — denn mit so sicherem Auge unter sämmtlichen Schanddroschken Berlins die niederträchtigste auszuwählen — alle Achtung — das ist eine Leistung! Dazu gehört Urtheil und Blick! Wie gesagt, ich beuge mich — nur wirst Du verzeihen, wenn ich von dem Fahrzeug Deiner Wahl nicht länger Gebrauch mache — womit ich die Ehre habe, Dir einen angenehmen Müggelsee zu wünschen!"

Bei diesen Worten aufspringen, die Droschke durch ein donnerndes „Halt" zum Stillstande bringen, hinausspringen und stürmenden Schrittes nach der Schlagader Berlins, der Wallstraße, verschwinden, war das Werk eines Augenblicks.

In jener Stunde that ich den Schwur, nie wieder mit meinem Oheim in einer Droschke zweiter Klasse zu fahren.

Eine geraume Zeit verging, bis daß ich ihn wieder sah. In der Zwischenzeit hatte er sich von den Droschken zweiter Klasse ab- und den Droschken erster Klasse zugewandt, und trotz des höheren Fahrpreises fühlte er sich in diesem Zustand viel wohler als früher. Aber auch hier sollte ihm keine dauernde Zufriedenheit beschieden sein. Er wollte jetzt nicht nur schnell, sondern schneller fahren als die ganze übrige Welt, und indem er bei jeder Fahrt mit sämmtlichen Fuhrwerken zu seiner Rechten und Linken im Geiste Wettfahrten veranstaltete, verlangte er, daß sein Kutscher von gleichem Ehrgeize beseelt und Alles zu überholen bestrebt sein sollte.

Droschken zweiter Klasse wurden in der That überholt, und mit tief erquickender Freude erfüllte es ihn,

wenn er mit siegreicher Gelassenheit an den Jammerkasten, die ihm so viel Kränkungen verursacht hatten, vorüberrollte.

Immerhin gab es Fuhrwerke, die sich nicht überholen ließen, sondern überholten; dazu gehörten zunächst Privatequipagen. Von diesen ließ er sich eine derartige Behandlung indessen noch am ersten gefallen. Schlimmer wirkten schon Fleischerwagen, die ihm ihres schnellen Fahrens wegen in tiefster Seele zuwider waren.

Ganz schlimm wurde es, wenn er neben einem Pferdebahnwagen einherzufahren genöthigt war und seine Droschke, durch Verkehrsstockungen gehemmt, auch nur momentan hinter demselben zurückblieb. Das erschien ihm wie eine Kränkung und Ungerechtigkeit.

Heftig und ergiebig waren die Zornesäußerungen, in denen er sich in solchen Fällen gegen die städtische Verwaltung erging, die es duldete, daß durch ein so plebejisch-kommunistisches Institut wie die Pferdebahnen jeglicher Verkehr in den Straßen unmöglich gemacht würde. Er begriff nicht, wie anständige Menschen es über sich zu bringen vermochten, sich auf solche „Schandkarren" zu stellen, und gelobte, daß man ihn vergeblich auf denselben suchen sollte.

Was meinen armen Oheim aber jedesmal in fieberhafte Aufregung versetzte, das war, wenn eine andere Droschke erster Klasse neben der seinigen erschien und denselben Kurs einschlug wie diese. Nun galt es die Ehre seiner Droschke, seine eigene Ehre und sein Recht, daß er für seine Mark Fahrgeld ebenso schnell vom Fleck bewegt würde, wie „der Esel da drüben". Mit leiden-

schaftlicher Energie nahm er die Wettfahrt an, und wehe seinem Kutscher, wenn dieser nicht heroische Anstrengungen machte, dem Gegner zuvorzukommen.

Blind und taub für Alles, was sonst um ihn her war, sah mein Onkel nur die Fortschritte des feindlichen Pferdes. Eben hatte er die Schnauze desselben neben sich aufleuchten sehen, nun kamen bereits die Ohren, gleich darauf der ganze Pferdekopf — kein Zweifel — es gewann Terrain.

Der Schweiß brach meinem Onkel aus. „Vorwärts doch! vorwärts doch!“ knirschte er seinem Wagenlenker zu, „sehen Sie denn nicht, daß Sie überholt werden?“ Jetzt war schon der feindliche Kutscher in gleicher Höhe mit ihm — funkelnden Blickes maß ihn mein Oheim, und wahrhaft vernichtend waren die Blicke, mit denen er sodann die Insassen des gegnerischen Gefährtes durchbohrte. Immer zahlreicher, immer energischer wurden die Anweisungen, die er seinem Kutscher zu Theil werden ließ. „Hauen Sie Ihrer Mähre doch eins über! Fahren Sie dem Kerl doch vor die Nase! Lassen Sie sich doch so etwas nicht gefallen; fahren Sie den Kerl in den Rinnstein!“

Und eine Gelegenheit dieser Art, bei der ich, von meinem Unstern geführt, wieder mit meinem Oheim beisammen saß, sollte es sein, welche ihn zu dem Entschluß brachte, von nun an auch Droschken erster Klasse unter keinen Umständen mehr zu besteigen: wir fuhren in geschlossener Droschke und kamen in normalem Tempo vom Fleck, als plötzlich und ungeahnt der Kopf eines höchst erbärmlichen Gauls auftauchte!

Mit dem Scharfblick des Verdachts steckte mein Onkel den Kopf zum Fenster hinaus, und ganz verstört wandte er sich zu mir zurück. „Eine — zweiter Klasse," murmelte er, „und ich glaube — wahrhaftig —" er hatte den Satz noch nicht vollendet, als die zweite Klasse neben uns, vielleicht durch ein Trinkgeld des Insassen zu besonderer Anstrengung gespornt, sich in Galopp setzte und Feld neben uns gewann. Zwar machte unser Kutscher, der plötzlich auf die drohende Gefahr aufmerksam wurde, jetzt auch seinerseits einen verzweifelten Versuch — aber es war bereits zu spät. Die tückische zweite Klasse fuhr quer vor unser Pferd und ein Möbelwagen, hinter den wir gedrängt wurden, entschied unsere Niederlage — wir konnten sie nicht einmal mehr einholen. — Mein Onkel tobte. Auf die Gefahr hin, seinen hohen Hut einzubüßen, beugte er sich weit aus dem Fenster. „Schämen Sie sich," rief er dem Kutscher zu, „schämen — schämen Sie sich." Alsdann in die Kissen zurücksinkend, erging er sich in zürnenden Tadelsäußerungen über den Charakter des deutschen Volkes, dem er „Mangel an jeglicher Initiative", „Mangel an jeglichem Ehrgeiz und Ehrgefühl", „Faulheit, Stumpfheit und Apathie" vorwarf.

Unvergeßlich wird mir sodann der Ausdruck hoheitsvoller Verachtung bleiben, mit dem er dem Kutscher seine Mark zuwarf, indem er ihm gleichzeitig seinen Entschluß verkündigte, von nun an blos noch mit der Pferdebahn fahren zu wollen, da er Droschken, die sich von jedem „Mistwagen" überholen ließen, nicht gebrauchen könnte. Und das Unerhörte geschah: das plebejisch-kommunistische „Fuhrwerk" wurde von der Acht freigesprochen, mit der

er es einstmals belegt hatte, mein Onkel ging zur Pferdebahn über.

Die Linien, welche die Potsdamerstraße entlang nach dem Innern der Stadt führen, waren soeben fertig geworden, die Pferdebahn ging an seiner Hausthür vorbei, und mit Fanatismus ergriff er die neue Partei.

Er wurde förmlich Stadtreisender auf der Pferdebahn, befuhr „Studien halber" die weiße, rothe, grünrothe, grüne und grünweiße Linie von Anfang bis zu Ende, und erklärte es für die größte „Eselei und Abgeschmacktheit", wenn Jemand sich einer anderen Fahrgelegenheit als dieser „einzig und allein einer Großstadt würdigen" bediente. Sein Ehrgeiz war darauf gerichtet, eine möglichste Vertrautheit mit dem Institute zu zeigen und insbesondere beim Auf- und Abspringen eine Gewandtheit zu entwickeln, in der es ihm kein Kondukteur und Kontroleur zuvor thun sollte.

In den ersten Tagen seines neuen Lebens hatte er sich an den Haltestellen wie ein Meilenstein aufgepflanzt und, sobald ein Wagen in Sicht kam, mit heftig geschwungenem Regenschirm und energischen Zurufen „Halten Sie an! Halten Sie an!" den Kutscher zum Stillstand veranlaßt. Das erschien ihm jetzt kleinbürgerlich und verächtlich! er beschloß nie mehr anders als in laufender Fahrt aufzuspringen.

Von nun an hatten Passagiere, welche auf dem Hinterperron von Pferdebahnwagen standen, des Oefteren Gelegenheit, einen untersetzten korpulenten Herrn zu sehen, welcher mit festgeschlossenen Lippen — denn er wußte, daß man beim Dauerlauf durch die Nase athmen muß —

den Regenschirm unter den linken Arm geklemmt, den Cylinderhut im Nacken, funkelnden Blicks hinter dem Wagen hergerannt kam, ungefähr wie ein Mops, der sich in ein Windspiel verwandelt, um einen auf Elephantenbeinen laufenden Hasen zu verfolgen.

Dieser Mann war mein Oheim.

In Anbetracht seiner körperlichen Verhältnisse wollte der Schaffner den Wagen halten lassen, aber meines Onkels zischendes „Lassen Sie sein! Lassen Sie sein!" ließ seine zum Signalriemen greifende Hand herabsinken. Darauf erdröhnte der Hinterperron und mein Onkel war droben. Schnaufend vor Athemlosigkeit, aber siegstrahlend wie ein Mann, der eine große That vollbracht, blickte er umher, und seine Blicke schienen jeden der Anwesenden zu fragen: „Haben Sie das gesehen? Können Sie das auch? Ich bezweifle."

Größere Schwierigkeiten als das Aufspringen verursachte ihm anfänglich das Abspringen. Auch hierbei verbot ihm sein Ehrgeiz, von dem philiströsen Mittel des Haltenlassens Gebrauch zu machen; dahin gehende Fragen des Schaffners wurden mit kalt verächtlichem Lächeln abgelehnt. Mitten in der Fahrt mußte abgesprungen werden, und wieder genossen nunmehr Personen, welche an Haltestellen den ankommenden Wagen erwarteten, das häufige Schauspiel, daß ein untersetzter korpulenter Herr ihnen vom Wagen wie ein Stein aus der Schleuder entgegen flog und sich unaufhaltsamen Laufes durch sie hin Bahn brach.

Daß ein Jeder, der ihm bei solchen gymnastischen Exerzitien in den Weg kam, einfach verloren war, versteht

sich von selbst; um Entschuldigung zu bitten, fiel ihm nicht ein; „denn das gehört einmal zum Begriff der Pferdebahn," erklärte er. Trotzdem war er mit dieser Form des Abspringens noch nicht zufrieden; er hatte bemerkt, daß die „Kontroleure" dasselbe bewerkstelligten, ohne daß sie wie er mit dem Wagen mitliefen; und mit Eifersucht studirte er ihre Bewegungen. So oft ich mit ihm auf Pferdebahnen zusammentraf und wir das Schauspiel eines abspringenden Kontroleurs genossen, verfehlte er nicht, mich auf dessen Gewandtheit aufmerksam zu machen. „Paß auf — da — hast Du gesehen? — famos — wie eine reife Pflaume fällt der Kerl ab — steht bumsstill — rückt und rührt sich nicht!" Er ruhte nicht, bis er ihnen ihr Geheimniß abgelauscht hatte, und von nun an sah man ihn stets geraume Zeit vor Ankunft des Wagens am Ziele, gleich einem Storche auf dem Trittbrette des Hinterperrons stehen, das Bein, welches der Außenseite zunächst war, weit in die Luft vorgestreckt — den Oberleib beinah wagerecht nach hinten übergelegt, strenge Gespanntheit in allen Zügen des Gesichts, bis daß er mit einem lauten „So macht man's" den Boden berührte, um sodann, bescheiden stolz wie ein Trapezkünstler, der den Cirkus verläßt, seiner Wege fürbaß zu schreiten.

Nachdem sich indessen mein Oheim auf diese Weise zu einem Virtuosen im Auf- und Abspringen entwickelt hatte, wurde er streng, streng gegen alle Mitfahrenden, von denen er eine gleiche Kunstfertigkeit verlangte; von diesem Standpunkte ausgehend, gerieth er in Zorn, so oft der Wagen an einer Haltestelle anhielt. Mit verächtlichen Blicken maß er die Wartenden, und finstern Hohnes voll,

die Arme über der Brust gekreuzt, ließ er die Ankömmlinge an sich vorüber einsteigen. Wie gewöhnlich war ich es, an den er seine mißbilligenden Aeußerungen über die Mitwelt adressirte, und das war keineswegs sehr angenehm. „Es ist ein Mangel des Instituts, daß an jeder Haltestelle auf jeden Esel und jede Gans gewartet wird.“ „Auf diese Weise wird ja die Fortbewegung rein illusorisch. Hat das Volk denn nicht Arme und Beine am Leibe? Kann denn das nicht auf- und abspringen wie andere Leute?“ Besonders empörten ihn die Damen, durch welche, wie er behauptete, die Pferdebahnen verdorben würden; ihre Vorsicht beim Ein- und Aussteigen brachte ihn zur Verzweiflung. Auf hundert Schritte Entfernung gerieth er in Wuth, wenn er eine solche an der Haltestelle erblickte und ihre Absicht, mitzufahren, bemerkte. Er zeigte sich in solchen Fällen sogar zu Gewaltmaßregeln geneigt, indem er den Schaffner aufforderte, kein falsches Mitleid zu zeigen. „Ach was! Sie werden doch um derentwegen nicht anhalten? Lassen Sie sie angeln. Fahren Sie weiter!“

Als Meister in der Kunst des Absprungs hielt er es sodann für seine Pflicht, das Abspringen Anderer während der Fahrt zu kritisiren und unter Umständen zu korrigiren. Auf dem beliebten indirekten Wege über mich ergingen seine Anweisungen an die, denen sie galten: „Wenn Du je in der Fahrt abspringst,“ wandte er sich an mich, „so mach' es nie, wie der Herr, der da eben absprang — es ist der reine Zufall, daß er nicht Arm und Bein gebrochen hat.“ Der Abgesprungene blickte erstaunt zurück — wie Rhadamant blickte mein Onkel auf ihn nieder.

Manchmal — allerdings selten — fühlte er sich zum

Lobe veranlaßt: „Guter Absprung! elegant! bravo!" — Oefters fand er zu tadeln: „Falsch abgesprungen." „Der Herr benutzt ja das falsche Bein! Aber — aber — aber!" Solchen, die aus Vorsicht mit dem Abspringen zögerten, pflegte er nachzuhelfen, indem er zwischen den Zähnen: „Na, nur Kurage, nur ein bischen Kurage!" lispelte. Bei einer so energischen Betheiligung am Pferdebahnbetrieb erklärt es sich, daß mein Onkel mit der Zeit eine Art Vertrauensstellung bei derselben erlangte; nicht daß ihm dieselbe seitens des Personals, dem er, wie ich fürchte, manchmal sogar recht unbequem war, eingeräumt worden wäre — er selbst ertheilte sich dieselbe. Er betrachtete sich gewissermaßen als freiwilligen Schaffner dem Publikum gegenüber, und als freiwilligen Kontroleur gegenüber den Schaffnern und Kutschern.

Verhehlen läßt es sich jedoch leider nicht, daß er in beiden Stellungen mit einigem Egoismus verfuhr. Er hatte einen Haß gegen überfüllte Wagen. Sobald er daher den Hinterperron erstiegen hatte, dünkte ihm das Einsteigen weiterer Fahrgäste vom Uebel, und jeden Nachkommenden betrachtete er als seinen persönlichen Feind. Fuchswild pflegte es ihn zu machen, wenn er zu Dreien an der Rückseite des Hinterperrons stand und ein Vierter sich einzuzwängen versuchte. Dahingegen verfehlte er nicht, sobald er in die Lage gerieth, den bewußten Vierten zu spielen, mit Nachdruck zu äußern: „Sie erlauben, daß ich meinen mir durch das Reglement des Wagens vorgesehenen Platz in Anspruch nehme."

Einer so imposanten Aufforderung vermochte natürlich Niemand zu widerstehen; Alles machte dem gestrengen

Manne Platz, den man zum Mindesten für ein Mitglied des Direktoriums halten mußte.

Wenn ihm der Wagen zur Genüge gefüllt erschien, so geschah es wohl auch, daß er mit dröhnender Stimme ein „Der Wagen ist besetzt" in den Schwarm der Harrenden hinunter schleuderte, und er that das mit einer solchen Sicherheit, daß er mehr als einmal den Ansturm fahrlustiger Passagiere siegreich abschlug. — Daß durch derartige Gepflogenheiten von seiner Seite sein Verhältniß zu den Schaffnern sich nicht zum freundlichsten gestaltete, erklärt sich leicht, und es traten Umstände hinzu, welche die Hochachtung, die er der Pferdebahn entgegengebracht hatte, in seiner Seele untergruben. Vor allen Dingen ging sie ihm zu langsam. „Nur ein Volk von so lethargischem Temperament wie das deutsche," behauptete er, „könne sich eine solche Schneckenbewegung gefallen lassen." Zahlreich und sinnreich waren die Versuche, mit denen er den Ehrgeiz der Kutscher zu wecken versuchte: wenn er einen Wagen der weißen Linie benutzte, so erklärte er, daß er gestern auf der rothen Linie denselben Weg in der Hälfte der Zeit gemacht hätte — dasselbe erzählte er am nächsten Tage der rothen Linie von der weißen.

Er forderte die Schaffner auf, sich nach Kopenhagen zu begeben und anzusehen, wie dort die Pferdebahnen führen; dagegen wären die Berliner nur zum Lachen. Alle seine Versuche blieben fruchtlos, kein Schaffner gab sich die Mühe, nach Kopenhagen zu reisen, die Pferdebahn wirkte von Tag zu Tag aufreizender auf seine Nerven, und die Katastrophe konnte und sollte nicht ausbleiben.

Ueber die Potsdamer Brücke war zu jener noch

unentwickelten Zeit nur ein Geleise gelegt und eine auf der Brücke angebrachte Signalscheibe mit grünem und rothem Lichte regelte den Gang der Wagen. Die grüne Scheibe bedeutete „Du kannst fahren“, die rothe „Du mußt warten“.

Mein unglücklicher Onkel mußte, der Lage seiner Wohnung nach, täglich über die Brücke fahren, und es ergiebt sich daraus, von welcher Bedeutung für ihn die Signalscheibe war. In der That hing sein Blick jedesmal mit einer Gespanntheit an derselben, als gälte es für ihn die Entscheidung über Leben und Tod, je nachdem sich die fördernde grüne oder die hemmende rothe Scheibe ihm zuwandte.

Eines Abends fuhren wir gemeinsam aus dem Innern der Stadt hinaus; er hatte es eilig — ich weiß nicht, aus welchem Grunde. Ich stand auf dem Vorderperron, er saß im Wagen. Vom Potsdamer Platz in die Potsdamer Straße einschwenkend, hörte ich die Thür hinter mir sich öffnen, mein Onkel trat heraus. „Wie steht's?“ fragte er dumpf. „Grün,“ gab ich zur Antwort — ich wußte, was er meinte. Er athmete erleichtert auf. Zwanzig Schritte weiter — „Roth,“ hörte ich ihn leise murmeln; die Signalscheibe hatte sich gewandt. An der Ecke der Eichhornstraße ein Seufzer der Befriedigung hinter mir. — Die Signalscheibe sandte uns ihren freundlichen grünen Blick zu. Wir fahren weiter — Grün hält sich — wir sind an der Haltestelle vor der Brücke — Grün ist noch immer da — „nur weiter, nur weiter!“ ächzt mein armer Onkel. — Da kommt von der Viktoriastraße her eine ganze

Gesellschaft, die noch mitfahren will, wir warten — mein Onkel läßt ein wüthendes „hrrr" — „hrrr" — zwischen den Zähnen hervorschnarren — unser Wagen füllt sich — Grün hält sich noch immer — das Glockenzeichen ertönt — die Pferde wollen anziehen — da — mit teuflischem Grinsen dreht sich die Scheibe — ein rother Strahl fällt auf das Gesicht meines Oheims. — „Ich steige aus," erklärt er — ich versuche ihn zu beschwichtigen — vergeblich — er ist nicht zu halten, im nächsten Augenblick sehe ich ihn stürmenden Schrittes bei uns vorbei über die Brücke dahin sausen. Bald darauf setzen wir uns in Bewegung — an der Haltestelle jenseits der Brücke haben wir meinen entsprungenen Onkel wieder eingeholt. Er stürzt auf uns zu — er will nun doch wieder mitfahren — da tönt ihm von oben „Der Wagen ist besetzt" entgegen. Mein unglücklicher Onkel giebt einen Laut von sich, der nichts Menschliches mehr hat, durch das Rasseln der Räder höre ich etwas wie eine furchtbare Betheuerung, „nie mehr im Leben mit diesen Schandfuhrwerken fahren!" — Die Nacht verhüllte ihn.

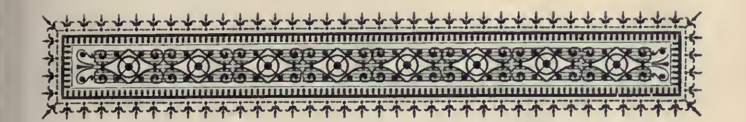
Am Tage nach jenem Vorfalle soll mein Onkel sich ein Paar große Gummischuhe gekauft haben, und seitdem Winters und Sommers unter allen Umständen nur noch zu Fuße gegangen sein.



Ein Opfer des Berufs.







„Ein Schriftsteller, der Sachen beschreiben will, die er nicht aus eigener Anschauung kennt, ist ein Wasserphantast; seine Menschen sind Fische, und seine Erzeugnisse werden niemals ins Volk dringen!" — Bums! — Mein Freund Otto setzte sein Glas auf den Tisch, so daß ein Theil des darin befindlichen rothen Weines auf das Tischtuch spritzte — das war der Punkt zu seiner rasselnden Periode.

Ich bin schüchterner Natur; Menschen, welche sehr laut sprechen, das Glas energisch auf den Tisch setzen und mich dabei ansehen, als wollten sie sagen: „Haben Sie vielleicht etwas dagegen?" imponiren mir stets. Darum imponirte mir auch mein Freund Otto. Wir saßen uns am Tische in der Italienischen Weinstube gegenüber; während er sprach, fixirte er mich; es war kein Zweifel, zu jenen inkorrekt handelnden Schriftstellern rechnete er auch mich.

Unsere übrigen Freunde, die mit uns am Tische saßen, blickten mich schweigend an; offenbar erwartete man, daß ich ein bedeutendes Wort zu meiner Rechtfertigung sagen würde. Ich selbst fühlte die Verpflichtung, — aber mir fiel nichts ein. Nach längerer Pause brachte ich endlich hervor: „Ja, ja, es bleibt schon wahr, man muß ins volle Menschenleben hineingreifen."

Mein Freund Otto lachte hämisch in sein Glas hinein, unsere Freunde schauten mich mitleidig an — ich war abscheulich blamirt.

Indessen würden die Worte meines Freundes Otto nicht solchen Eindruck auf mich gemacht haben, wenn ich nicht ein schlechtes Gewissen gehabt hätte. Ich trug mich nämlich mit dem Gedanken an einen großen socialen Roman aus Berliner Volkskreisen. Realistisch — das war mein Programm.

Im Geiste sah ich bereits mein Bild in allen illustrirten Zeitungen; neben meinem Namen stand in Klammer: „der deutsche Zola".

Ueber den Inhalt des Romans war ich mir noch nicht ganz klar; nur soviel wußte ich, daß im Mittelpunkte desselben als Hauptfigur ein Droschkenkutscher zweiter Klasse erscheinen sollte — wenn das nicht packte, dann packte nichts.

Während ich nach Haus ging, peinigten mich, durch meines Freundes Worte hervorgerufen, quälende Zweifel:

„Du willst einen Droschkenkutscher zweiter Klasse schildern," sagte ich zu mir, „was weißt Du von einem Droschkenkutscher zweiter Klasse? Daß er im Sommer einen

mit Litzen besetzten Rock und einen Kokarde-Hut, im Winter dagegen einen Mantel, strohgefütterte Kanonenstiefel und eine Pelzmütze trägt — ja freilich, das weiß eben Jeder. Aber hast Du je seinen Gesprächen gelauscht, mit denen er auf der Haltestelle, zu längerer Rast genöthigt, sich und seinen Kollegen die Stunden kürzt? Bist Du ihm je in eines der Lokale gefolgt, wo er sich mit einem Glase „doppelte Luft" und einer Stulle zu weiteren Strapazen erquickt? Weißt Du etwas von seinen Neigungen und Abneigungen? von der Wechselwirkung zwischen ihm und seinem Roß? Mit einem Worte, hast Du eine Ahnung von dem Gefühlsleben des Droschkenkutschers zweiter Klasse? Sei ehrlich mit Dir selbst, Du hast keine; und Du willst einen sozialen Roman über ihn schreiben? Na, ich danke!"

Das letzte Wort sagte ich unwillkürlich halblaut zu mir selbst, während ich in äußerster Verstimmung meine Hausthür öffnete.

Ich schlief die Nacht schlecht, weil ich immerfort von dem Gefühlsleben des Droschkenkutschers zweiter Klasse träumte.

Als ich mich seufzend am nächsten Morgen erhob, bemerkte ich, daß ich auf diesem Wege nicht zum Ziele gelangen könne, ich beschloß praktische Studien zu machen. Mit dem Notizbuch bewaffnet, trat ich auf die Straße.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen, aber das war mir gleichgültig; meine Augen hatten nur Sinn für Droschken zweiter Klasse und deren Führer. An der nächsten Straßenecke war ein Halteplatz für sechs derselben; mir schlug das Herz, als ich sie erblickte.

Bisher waren mir diese Menschen als ganz gewöhnliche Sterbliche erschienen; jetzt war es mir, als bemerkte ich auf ihrem Gesichte ein tückisch verstecktes Schmunzeln, als wüßten sie, daß sie etwas besäßen, was sie sich hüten würden, herauszugeben, das Gefühlsleben des Droschkenkutschers zweiter Klasse.

Ich setzte mich in die vorderste Droschke; sie war offen und hatte Kissen von rothem Plüsch. Der Kutscher saß schlafend auf dem Bocke und verbarg sein Gefühlsleben vorläufig hinter einem kräftigen Schnarchen.

„Du sei mein Held!" rief es in mir. Nach längeren Versuchen gelang es mir, ihn zu wecken.

Ich blieb in der Droschke stehen, nannte ihm ein beliebiges Ziel und beschloß, ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

„Wohl schon viele Touren heute gemacht?" fragte ich in gewinnendem Tone, während er sein Roß in schaukelnden Trab setzte.

Er schien mich nicht gehört zu haben, wenigstens nahm er von meiner Ansprache keinerlei Notiz.

„Wohl schon viele Touren gemacht?" wiederholte ich noch wohlwollender.

Jetzt drehte er den Kopf herum. „Det stimmt," sagte er, „es is eine doppelte Tour."

Ich war verblüfft über den unerwarteten Erfolg meiner Ansprache.

„Doppelte Tour?" fragte ich.

„Na, etwa nich?" versetzte er ungehalten.

Ich ärgerte mich, daß ich unpraktischer Weise gleich

in eine doppelte Tour hineingefallen war, und zog mich zurück.

„Ausgesprochenes Rechtsbewußtsein,“ notirte ich in meinem Taschenbuche, „das sich unter Umständen bis zur Starrheit steigert.“

Da mir die Notiz zu dürftig erschien, fügte ich hinzu: „Kurz angebunden, Abneigung gegen Unterhaltung mit dem Fahrgast.“

Wir waren in eine Stadtgegend gelangt, wo ich gar nichts zu suchen hatte; es blieb mir daher nichts übrig, als gleich wieder zurückzufahren.

Ich sprang in die erste beste Droschke, und im Augenblick, als ich mich anschicken wollte, mein Unterhaltungsmanöver wieder zu beginnen, bemerkte ich, daß ich eine Droschke erster Klasse gegriffen hatte.

Was war mir ein Droschkenkutscher erster Klasse? Außerdem kostete es wieder eine Mark. Ich ärgerte mich fürchterlich über mich selbst.

Nun beschloß ich in der Wahl meiner Kutscher vorsichtiger zu sein.

Lange wandelte ich, die verschiedensten Droschkenhalteplätze mit den Augen absuchend, durch die Straßen, bis ich endlich einen ganz jungen Droschkenkutscher zweiter Klasse gewahrte, der, sobald er meine Blicke auf sich gerichtet sah, mit zappelnder Hast auf seinen Bock sprang.

„Endlich,“ sagte ich zu mir, indem ich einstieg, „ein echter, geweckter Berliner Droschkenkutscher, wie ich ihn brauche.“

Durch einige kurz hingeworfene Redebrocken prüfte ich seine Unterhaltsamkeit — meine Versuche ergaben das beste Resultat; ich wählte daher, um seinen Mittheilungen besser lauschen zu können, den Thiergarten, in welchem er mich spazieren fahren sollte.

Während wir durch die Straßen rumpelten, betrachtete ich schweigend meinen Wagenlenker, der mit einer mehr kühnen als schönen Seitenwendung auf dem Bocke thronte, so daß ich sein Profil sehen konnte; gewisse dunkle Schatten fielen mir dabei in seinem Gesichte auf, die ungefähr so aussahen, als wäre er mit einer Stiefelbürste zu nah zusammengekommen.

Sobald wir die schattigen Hallen des Thiergartens erreicht hatten und ich das Zeichen zur Unterhaltung gegeben hatte, öffneten sich die Schleusen seiner Beredsamkeit, und in der That entschädigte mich dieser treffliche Jüngling für Alles, was ich bisher entbehrt hatte.

„Geschäft geht wohl flott?“ fragte ich.

„Na, jetzt geht es man so so,“ gab er zur Antwort, „aber bis vor acht Tagen da ging es fein; die ganze Stadt haben wir auszufegen gehabt.“

„Auszufegen?“ fragte ich, einigermaßen verdutzt.

„Na ja,“ sagte er, „weil doch die Leute den janzen Winter lang in ihrer Stube gesessen und geheizt haben, und weil's doch nu wieder warm wird —“

„Aha — ich verstehe,“ fiel ich ihm ins Wort; eine köstliche Notiz, die ich meinem Taschenbuche einverleibte:

„Der Droschkenkutscher zweiter Klasse zeigt überraschende Neigung zu bildlichem Ausdruck; wenn der erwachende Frühling die Menschen aus den dumpfen Häusern und Straßen ins Freie lockt und sie sich seines Gefährtes bedienen, so bezeichnet er dies, indem er sagt, daß er die Stadt ausfegt."

In der Freude meines Herzens bot ich ihm eine Cigarre an; er lehnte nicht ab, meinte aber, daß er das „Priemen", das heißt das Tabakkauen, dem Rauchen vorzöge; „in seinem Geschäft wäre das praktischer."

Abermalige Notiz:

„Der Droschkenkutscher zweiter Klasse verschmäht den Tabaksgenuß nicht, zieht indessen das Priemen dem Rauchen vor."

„Sehen Sie," sagte ich, nachdem ich die bedeutsame Thatsache durch Niederschreiben für alle Zeiten gesichert hatte, „wie man die Augen aufmachen muß, wenn man etwas lernen will; bis heute habe ich noch nie einen Droschkenkutscher priemen gesehen."

„Na ja, die —" erwiderte er achselzuckend, „wozu sollen die denn auch priemen? Ich sprach ja von unser Geschäft."

„Aber — wieso —?" stammelte ich verblüfft.

Er neigte sich zu mir herab: „Jck fahre ja man blos heute die Droschke," vertraute er mir, „weil mein Vater unpaß is; dem gehört ja der Kasten."

Die Bäume des Thiergartens fingen an, vor meinen Augen zu tanzen.

„Was sind denn aber Sie von Profession?" schrie ich in tödtlicher Beklemmung.

Lächelnd schaute er auf mich nieder: „Schornsteinfeger," sagte er.

Das Notizbuch in meinen Händen gab einen hörbaren Seufzer von sich; mit Notizen über das Berufsleben des Schornsteinfegers hatte ich es gefüllt, es fühlte sich entwürdigt.

„Halten Sie an!" donnerte ich meinem Wagenlenker zu, „ich fahre nicht weiter!"

Mit einem Satze war ich aus dem Fuhrwerk hinaus, und wie ein Verzweifelnder schlug ich mich in die dickſten Büsche des Thiergartens. Meine Stimmung grenzte an Raserei, und da ich in diesem Augenblick an einem Weiher vorüberging, so ergriff ich das geschändete Notizbuch und warf es mit zürnendem Schwunge mitten in die Fluth.

Am Nachmittage erst schlich ich gesenkten Hauptes nach meiner Behausung zurück; ich hatte ein Gefühl, als müßte Jedermann es mir ansehen, daß ich mich von einem Schornsteinfeger hatte spazieren fahren lassen.

Indem ich in mein Haus eintrat, bemerkte ich, daß neben der Hausthür ein Thorweg sich befand, über welchem eine Tafel ein „Droschken- und Fuhrgeschäft" ankündigte.

Seit einigen Tagen erst wohnte ich in dem betreffenden Hause, ich hatte deshalb noch nicht darauf geachtet. Jetzt, indem meine Augen gedankenvoll an jener Tafel hafteten, machte ich die Wahrnehmung, daß es die Stunden tiefer Schmerzen sind, in denen die Seele des Menschen zu großen Entschlüssen reift, denn ein Ge-

danke stieg in mir empor, vor dessen Kühnheit ich selber erschrak.

Aus dem Beispiele des Schornsteinfegers hatte ich erfahren, daß man Droschkenkutscher auf Zeit sein konnte — wie wäre es, wenn ich selbst für vierundzwanzig Stunden Droschkenkutscher würde?

„Das ist natürlich totaler Unsinn," sagte ich im ersten Augenblicke zu mir selbst, „man würde Dich erkennen, und Du wärest lächerlich für alle Zeiten."

„Wer soll Dich denn aber erkennen, wenn Du Dir einen falschen Bart in das Gesicht klebst?" erwiderte eine andere Stimme meines Innern; „wer in aller Welt wird Dich auf einem Droschkenkutscherbock suchen? Sogar wenn Du Dir selbst ähnlich sehen solltest, würde es Niemand einfallen, daß Du es sein könntest."

„Und genial wäre es," sagte eine dritte Stimme in mir, „ganz enorm genial! Denke, wenn es dereinst in Deiner Biographie von Dir heißt: um das Berliner Volksleben von Grund aus zu studiren, verkleidete er sich als Droschkenkutscher und mischte sich unter die niedrigsten Volksklassen."

„Und studiren würdest Du das Volksleben," ließ eine vierte Stimme sich hören, „studiren, wie kein Anderer vor oder nach Dir! Und Dein Roman wird epochemachend werden, epochemachend!"

Unwillkürlich trat ich vor den Spiegel, um zu sehen, wie der große Romandichter der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts aussähe.

„Ob denn aber der Inhaber des Fuhrgeschäfts auf

meinen Plan eingehen und mir die Lenkung einer Droschke für einen Tag anvertrauen würde?"

Indessen — warum nicht?

Berlin kannte ich genug, um jeden Weg zu finden, den man von mir verlangte; ich würde ihm sagen, daß es sich um eine Wette handle, und schließlich — ein gutes Stück Geld —

Ich griff zum Hute, und damit das heilige Feuer des ersten Entschlusses nicht durch philisterhafte Bedenken erkalte, begab ich mich stehenden Fußes auf den Hof hinunter, in das Comptoir des Fuhrwerksbesitzers.

Anfänglich zeigte sich derselbe meinem Vorhaben freilich wenig geneigt; dann aber drang das Bewußtsein in ihm durch, daß ich ein sehr billiger Droschkenkutscher sein würde, der ihm nichts kostete, vielmehr runde dreißig Mark einbrächte, die ich ihm blank und baar auf den Tisch zahlte. Er fing an, mich mit einer gewissen Schonung zu behandeln, wie man mit Menschen verfährt, bei denen es nicht ganz richtig ist und die man nicht reizen darf.

Als günstiger Umstand erschien es, daß er soeben einen neuen Rock und ein neues Paar Beinkleider für einen seiner Droschkenkutscher hatte anfertigen lassen; vorausgesetzt, daß mir die Sachen paßten, sollte ich dieselben morgen anziehen. Was den Hut anbetraf, so sollte ich den von „Gustav", das war der Kutscher, den ich vertreten sollte, aufsetzen.

„Na — es soll also wirklich dabei bleiben?" schloß er die Verhandlungen.

„Allerdings," versetzte ich, „und ich wiederhole noch einmal meine Bedingung: Diskretion, strengste Diskretion."

Er nickte halb mitleidig mit dem Kopfe, als wenn er sagen wollte:

„Armer Teufel, man wird es seiner Zeit schon erfahren, wenn sie Dich nach Dalldorf bringen."

„Also denn — morgen früh fünf Uhr?" fuhr er fort, „hier auf dem Hof?"

„Morgen früh fünf Uhr hier auf dem Hof," sagte ich, indem ich einen Gleichmuth zur Schau trug, als gehörte es zu meinen täglichen Lebensgewohnheiten, morgens um Fünf aufzustehen.

Ich wollte gehen, als er mir nachrief: „Aber den Kneifer!" und er deutete auf meine Nase, „das geht doch nicht für einen Droschkenkutscher!"

„Sie haben Recht," entgegnete ich, „ich werde mir eine Stahlbrille anschaffen."

Damit verließ ich ihn, um mich sofort nach einem Maskenverleihgeschäft zu begeben, wo ich mir einen großen, das ganze Gesicht umrahmenden Vollbart und eine Perrücke besorgte; außer dem ursprünglichen Zwecke, mich nach Möglichkeit unkenntlich zu machen, schwebte mir bei dem Gedanken an Gustavs Kokarde-Hut, dessen nähere Bekanntschaft ich morgen machen sollte, die Zweckmäßigkeit einer besonderen Kopfbedeckung vor Augen. Bart und Haar waren grau gemischt und mußten mir ein würdevolles Aussehen verleihen.

Im Laden eines Optikers vervollständigte ich sodann

meine Ausrüstung, indem ich die Bestände desselben an möglichst unmodernen, schwerfälligen Brillen durchsuchte.

Die gewünschte Stahlbrille fand sich nicht, wohl aber eine Hornbrille mit ungeheuren kreisrunden Gläsern, durch welche mein Gesicht einen eulenartigen Ausdruck bekommen mußte.

Das war, was ich brauchte.

So gerüstet, meine Schätze in den Taschen bergend, trat ich auf die Straße, außerordentlich mit mir selbst zufrieden. Die energische Art, mit der ich das große Unternehmen angefaßt hatte, gefiel mir; alle meine Maßregeln erschienen mir äußerst zweckmäßig, ich bekam ein Vorgefühl von großem Gelingen meines morgigen Unternehmens; dies Gelingen übertrug ich unwillkürlich auf meinen zu schreibenden Roman, und im Geiste fing ich an zu erwägen, was ich für denselben an Honorar fordern sollte. „Billig bekommen Sie ihn nicht, meine Herren," so sprach ich mit halblaut triumphirendem Lächeln zu mir selbst, indem ich die Thür der Weinstube öffnete, wo ich mit meinen Freunden zusammenzutreffen gedachte.

Um jede Möglichkeit, von ihnen erkannt zu werden, auszuschließen, wollte ich denselben erzählen, daß ich morgen früh zu verreisen beabsichtigte.

Auch dieser Theil meines Programms erledigte sich auf das Glatteste; mein Freund Otto nebst allen übrigen Freunden war zugegen, und während mein Inneres vor stolzer Freude über mein unvermuthetes Abenteurertalent jubilirte, theilte ich den Versammelten in möglichster Gleichgültigkeit meine angeblichen Reisepläne mit.

Mein Freund Otto war der Einzige, den die Sache zu interessiren schien.

„Verreisen willst Du?" fragte er, „ist das bestimmt?"

„Ganz bestimmt," erwiderte ich, „morgen früh geht es ab."

„Wohin?"

„Hm — ein kleiner Ausflug aufs Land — zu Verwandten."

„Auf wie lange?" forschte er weiter.

„Je nun — ein paar Tage höchstens" — es war eigentlich merkwürdig, mit welchem Interesse er mich ausfragte — dabei hatte er etwas so Eigenthümliches in den Augen — „er wird doch nicht —?" fragte ich mich unwillkürlich — aber ich brachte nicht einmal im Stillen den Satz zu Ende.

„Es ist ja Unsinn," sagte ich mir, „er weiß ja nicht einmal etwas von deinem vorhabenden Roman — wie sollte er denn überhaupt auf Vermuthungen kommen können?"

In der That war er nun auch ganz beruhigt, wie es schien, und als wir uns getrennt hatten, ging ich mit dem Gefühl nach Haus, daß morgen Alles „brillant" ablaufen würde. —

„Sind Sie derjenige Herr —?" fragte eine Brummstimme, als ich am grauenden Morgen des nächsten Tages in den Hof hinunterkam.

Ungefrühstückt, denn ich hatte meinen Wirthsleuten nichts von meinem Unternehmen verrathen wollen, mit

einem falschen Bart im Gesicht, einer Perrücke auf dem Kopf und einer riesigen Hornbrille auf der Nase — man stelle sich die Gemüthsverfassung vor, in der ich mich befinden mußte.

Und dabei fühlte ich noch die Verpflichtung, ein heiteres Wesen zu erheucheln, um Gustav, denn in ihm vermuthete ich den Inhaber der Brummstimme, bei guter Laune zu erhalten.

„Das wird ein herrliches Wetter heute," sagte ich, scheinbar ausgelassen fröhlich, während mir die Zähne vor Frost klapperten.

Gustav gab Töne von sich, wie ein Bär, den man im Winterschlaf gestört hat.

„Kann ich die Sachen anziehen?" fragte ich.

Gustav wies nach dem Comptoir; „da drinn," erwiderte er, „ick werde unterdes anspannen."

Einige Zeit darauf trat ich wieder heraus, nunmehr als Droschkenkutscher. —

In der Mitte des Hofes stand die Droschke, mit einem Pferde davor, welches im Morgengrauen wie ein vorweltliches Thier aussah.

Gustav arbeitete am Zaumzeug und schien nicht geneigt, von mir Notiz zu nehmen.

„Da wären wir," sagte ich mit dem Tone angenommener Heiterkeit, die so gar nicht zu der Stimmung meiner Seele paßte.

Ich kam mir unerhört lächerlich vor und schämte mich vor mir und der Welt.

Gustav richtete einen schiefen Blick auf mich und gab

einige Laute von sich, die ungefähr wie „i Du mein Gott" klangen. Ermuthigend war sein Benehmen eben nicht.

Ich trat vor das Pferd, dessen Farbe ich im Zwielicht noch immer nicht erkennen konnte; es sah verschlafen und verdrossen aus und kaute noch an den Resten des Morgenfutters.

„Na?" sagte ich, indem ich es vertraulich auf die Stirn klopfte.

Es spitzte die Ohren und sah mich an, als wenn es sagen wollte: „Wer ist denn das?"

„Was das Thier für einen merkwürdig großen Kopf hat," wandte ich mich an Gustav, „was hat es denn eigentlich für eine Farbe?"

„Es is eine Fliege," gab er zur Antwort, indem er den Futtersack in den Kasten des Kutschbockes steckte.

„Eine — Fliege?" Ich gestehe, daß ich mich durch den Bescheid nicht klüger fühlte; indessen wollte ich es vermeiden, Gustavs Laune durch Fragen, welche meine Unwissenheit verrathen hätten, zu reizen.

Auf dem Bocke gewahrte ich ein mit der Oeffnung nach oben gerichtetes Gefäß.

„Aha," sagte ich, indem ich herantrat, „das ist der Futterkübel, nicht wahr?"

Gustav sah erst das Gefäß, dann mich an; „das da?" sagte er, „das is ja mein Hut."

„Ach so —" stotterte ich betreten, „Ihr Hut? Sie erlauben wohl?"

Nicht ohne ein beklommenes Gefühl nahm ich den Hut vom Bocke herunter in meine Hände.

„Nummer zwölf zweiunddreißig," sagte Gustav lakonisch.

„Zwölf zweiunddreißig," wiederholte ich; zum ersten Mal in meinem Leben fühlte ich mich numerirt.

„Am Mittag bekommt er zum ersten Mal zu fressen," unterrichtete mich Gustav.

„Wer?" platzte ich unwillkürlich heraus; ich war in Gedanken so mit dem Hut beschäftigt, daß ich geglaubt hatte, er spräche von ihm.

Gustav schien es unter seiner Würde zu halten, meine einfältige Frage zu beantworten.

„Zwischen Uhre viere, fünf," fuhr er fort, „bekommt er zum zweiten Mal was; wissen Sie denn, wie man das macht, wenn man ein Pferd futtert?"

Er hielt den Futterkübel in den Händen und sah mich an, als ob er starke Zweifel in meine Fähigkeit setzte.

„Ich hab's mir manchmal auf den Droschkenhalteplätzen angesehen," erwiderte ich kleinlaut, „indessen — wir könnten's ja mal blind durchmachen."

„Na also, denn mal los," sagte er, indem er mir das Gefäß einhändigte.

Ich schlang dem Pferd nicht ohne Mühe den Riemen, an dem das Gefäß hing, um den Hals; Gustav stand mit prüfender Miene hinter mir.

„So wird des nischt," sagte er dann, „erst das Gebiß 'raus."

Er zeigte mir nun, indem er selbst Hand anlegte, wie man dem Pferde das Gebiß aus dem Maule zu nehmen hätte; dann mußte ich es nachmachen.

Sobald das Pferd die Futterbüchse vor der Schnauze hatte, steckte es den Kopf hinein, und als es bemerkte, daß nichts darin war, schüttelte es die Ohren, als wenn es sagen wollte: „Was sind denn das für dumme Späße?"

Das Pferd schien mir gegenüber die Stimmung seines Herrn zu theilen, denn befriedigt war auch Gustav keineswegs, wie sein knurrendes Brummen verrieth.

„Na, denn kann's losgehn," sagte er endlich, indem er mich noch einmal von Kopf bis zu den Füßen prüfend musterte.

Aus dem Wagenkasten holte er ein dunkles Knäul hervor, welches sich, als er es entfaltete, als sein Mantel erwies; diesen hing er mir um die Schultern.

„Sapperment, der ist schwer," sagte ich, unter der Last ächzend.

Gustav überhörte mein Stöhnen.

„Wenn's um Mittag warm wird," sagte er, „stecken Sie ihn da wieder rin," und er wies auf den Wagenkasten, den er schloß.

Ich stülpte den Hut auf den Kopf und erkletterte mit Anstrengung den Bock.

Während ich die Zügel ergriff, ertheilte mir Gustav die letzten Verhaltungsmaßregeln.

„Hier is die Marke," sagte er, indem er eine Blechmarke mit der Nummer meiner Droschke in meine Hand steckte; „nu fahren Sie man nach'n Schlesischen Bahnhof und stellen sich da auf, vielleicht bekommen Sie eine

fuhre, wenn der Frühzug kommt. Und die Marke jeben Sie an den Schutzmann ab; verstehen Sie?"

„Ja, ja," erwiderte ich, „ich bin ja oft auf Bahnhöfen angekommen."

„Und denn, wenn's losgehen soll, denn hauen Sie ihm tüchtig ein paar auf," fuhr er fort.

„Wem?" wollte ich schon wieder fragen, denn ich glaubte, daß er sich noch bei dem Schutzmann befände, aber diesmal unterdrückte ich glücklicherweise meine Unverständigkeit.

„Denn wenn er nämlich eine Weile gestanden hat," erklärte Gustav weiter, „denn is das Beest immer janz schmählich faul und kriegt janz steife Knochen, weil er nämlich früher Husar gewesen is, und da haben sie ihm die Vorderbeene en bisken sehr ramponirt, und wenn er denn aber erst in Gang is, denn jeht er janz jut, denn lassen Sie ihn man laufen, immer ‚zuckel, zuckel'."

„Schön," sagte ich, indem ich die Peitsche ergriff, die er mir hinaufreichte, „ich werde mich genau nach Ihrer Vorschrift richten."

Die Peitsche sah wie ein Pferdeschweif aus, an dem nur ein Haar übrig geblieben war.

Gustav öffnete den Thorweg, es sollte losgehen. Ich ruckte mit den Zügeln und rief „hü!"

Der ehemalige Husar vor meiner Droschke jedoch schenkte meinen Manipulationen nicht die mindeste Aufmerksamkeit; soweit es mir schien, war er wieder eingeschlafen.

Jetzt fing ich an, seinen Rücken mit der Peitsche zu bearbeiten; auch das hatte nur halben Erfolg; er zuckte nur verächtlich mit der Haut und stand wie in die Erde gemauert.

„Mehr nach vorne müssen Sie hauen!" rief mir Gustav vom Thorwege aus zu, „auf'm Rücken fühlt er nischt mehr!"

Ich prügelte also mehr nach dem Halse zu, und hiermit schien der Husar keineswegs einverstanden. Er warf den Kopf empor, schüttelte mit den Ohren, als wenn er sagen wollte: „Lassen Sie die Dummheiten gefälligst sein!" Und als ich seinen Einwendungen kein Gehör schenkte, hob er plötzlich das Hintertheil und „krach" schlug er mit beiden Hinterhufen gegen die Droschke, daß ich auf meinem Bocke droben wankte und schwankte.

Jetzt kam Gustav langsamen Schrittes selbst heran.

„Jeben Sie mal her," sagte er, indem er die Peitsche aus meiner Hand nahm, „ick werde ihm mal en bisken zureden."

Die Art, wie Gustav dem gewesenen Husaren „zuredete", schien demselben nun allerdings außerordentlich verständlich, denn mit einem Mal, ehe ich mich's versah, setzte er sich vom Fleck aus nicht nur in Bewegung, sondern sogleich in Galopp, nach dem Thorwege zu, so daß ich mit beiden Händen krampfhaft in die Zügel greifen mußte.

„Der Hut!" schrie ich, denn ich fühlte, wie der Kokarde-Hut sich in weitem Bogen von meinem Haupte

trennte. Auf der Straße erst bekam ich den empörten Husaren wieder zur Ruhe.

„Das — ist ja — ein bösartiges Thier!" rief ich athemlos Gustav zu, der mit Hut und Peitsche hinter uns drein gelaufen kam.

„Man blos ein bischen kitzlig," erwiderte er beschwichtigend.

Ich setzte den Kokarde-Hut wieder an den ihm gebührenden Platz.

Gustav wandte sich zurück.

„Heute Abend um Neun," sagte er, „kommen Sie retour" — und damit überließ er mich meinem Schicksale. — —

Durch die menschenleeren Straßen zog ich mit meinem Gefährte dahin, dem Schlesischen Bahnhofe zu. Ich hatte jetzt Muße, mein Roß näher zu betrachten. Es war ein Schimmel, dessen weiße Farbe jedoch ins Gelbliche spielte, ungefähr der Farbe entsprechend, welche ein weißer Bart anzunehmen pflegt, dessen Besitzer ihn häufig mit Bier befeuchtet hat.

Sein Rücken war mit schwarzen Punkten übersäet, so daß es aussah, als hätte man eine Feder über ihn ausgespritzt. — „Ein Fliegenschimmel," sagte ich zu mir, und Gustavs dunkler Spruch „es ist eine Fliege" wurde mir klar.

Der Auftritt bei der Ausfahrt hatte den greisen Vierfüßler offenbar sehr erregt, und indem ich das lebhafte Spiel seiner Ohren betrachtete, glaubte ich zu hören, wie er seiner Entrüstung Worte gab:

„Daß man so etwas auf seine alten Tage erleben muß!“ — „Wer ist denn der Kerl, der da oben auf dem Bock sitzt?“ — „Ein echter Droschkenkutscher doch nicht etwa?“ — „Das soll mir Niemand weismachen.“ — „Na warte, na warte.“

So langten wir endlich auf dem Schlesischen Bahnhofe an, wo ich mich der Reihe der dort haltenden Droschken anschloß.

Die erste Station war hiermit erreicht, und mit weit geöffneten Ohren saß ich auf meinem Bocke, damit mir ja kein Wort von der Unterhaltung meiner neuen Kollegen entgehen sollte.

Vorläufig aber war es damit nichts, denn das Einzige, was ich vernahm, war ein allgemeiner großer Schnarchchor — sämmtliche Kollegen holten den zu früh unterbrochenen nächtlichen Schlaf nach.

Ich versuchte mir einzureden, daß die Situation äußerst originell und interessant sei, konnte indeß die Erinnerung an mein verwaistes Bett zu Hause, in dem es sich jetzt so warm liegen würde, nicht verbannen, und plötzlich trat das Bewußtsein mit furchtbarer Nacktheit vor meine Seele, daß ich fror, hungerte und mich schmählich langweilte.

Ein Händler mit warmen Würstchen erschien auf dem Platze, und obschon mich sonst der Gedanke an etwaiges Pferdefleisch von diesem Genusse fernhielt, kletterte ich eilends vom Bocke und erstand ein Paar von seinen braunen Pflegebefohlenen. Ich wollte sie auf dem Bocke verzehren.

„Könnten Sie mir vielleicht etwas Papier geben," fragte ich, „damit ich mir die Würste einwickle?"

Der Wurstmann sah mich verdutzt an: „Nanu?" sagte er, „Aujust? Papier?"

Ich bemerkte, daß ich mich verrieth. Deshalb wandte ich mich rasch ab, und da in dem Augenblick der Schutzmann erschien, händigte ich demselben meine Marke ein. Dann erkletterte ich wieder meinen Bock und verzehrte meine Würste.

Kaum war mein Magen auf diese Weise erwärmt und beruhigt, so stellte sich ein allgemeines Behaglichkeitsgefühl ein; ich rückte mich in die Ecke des Bockes, wickelte mich fester in den Mantel und — schlief ein.

Ein furchtbares Geschrei erweckte mich.

Der Zug war angekommen, die Droschken rechts und links von mir fuhren rasselnd ab; unter der Bahnhofshalle stand ein Mann, der mit dröhnender Stimme „Eintausendzweihundertzweiunddreißig!" brüllte.

Er schien dieser Beschäftigung schon seit längerem obzuliegen, denn er war ganz roth und blau im Gesicht.

„Sehr gut," sagte ich lächelnd zu mir selbst, „da ist ein Passagier, der seine Droschke nicht findet; voraussichtlich wird sich ein Wortwechsel zwischen ihm und dem Kutscher entspinnen; dabei werden die schönsten Berliner Originalwendungen und Redensarten zu Tage kommen. Romandichter, paß auf, laß Dir nichts entgehen."

„Eintausendzweihundertzweiunddreißig!" erscholl es wieder; ich sah mir den Rufer genauer an: es schien ein Handlungsreisender zu sein; ein Haufe von Koffern,

Köfferchen und Mustertaschen lag um ihn her am Boden.

Schmunzelnd blickte ich umher; „Eintausendzweihundertzweiunddreißig scheint sich eines gesegneten Schlafes zu erfreuen," dachte ich bei mir.

In diesem Augenblick scholl es dicht an meinem Ohre:

„Zwölf zweiunddreißig — na, oller Dusselkopp, sitzt Du denn auf die Ohren?"

Ich fuhr herum — einer der Jungen, die sich beschäftigungslos auf Bahnhöfen herumtreiben, um Passagieren beim Auffinden von Droschken zu helfen, hatte die Thür meiner Droschke aufgerissen.

Donner — es fiel mir ein — ich selbst war ja Nummer Eintausendzweihundertzweiunddreißig.

Noch bevor ich dazu gelangt war, dem naseweisen Schlingel ein verweisendes Wort zu erwidern, rückte mein Fahrgast, jetzt ganz blau im Gesicht, auf mich an.

„Na sagen Sie mal," fuhr er mich an, „Sie haben wohl Ihre Ohren zu Hause gelassen? Eine halbe Stunde stehe ich hier und schreie mir nach Ihrer verfluchten Nummer die Lunge aus!"

Ich bebte vor Zorn.

„Mein Herr," sagte ich, indem ich mich vom Bocke zu ihm niederbeugte, „vor allen Dingen werde ich Sie dringend ersuchen, sich eines angemessenen Tones zu bedienen!"

„Ich verbitte mir alle überflüssigen Redensarten von Ihnen!" donnerte mir der blauschimmernde Handlungs-

reisende zu; „Sie haben aufzupassen, nichts weiter! und wenn Sie das nicht thun, geh' ich mit Ihnen auf die Polizei!"

Ich kochte vor Entrüstung, und was das Schlimmste war: ich durfte nichts mehr erwidern, denn meine Sprache hätte mich verrathen; und bei solcher Behandlung schweigen zu müssen!

„Jungens, bringt meine Sachen her!" rief der Handlungsreisende den Knaben zu, die in hellen Haufen umherstanden, und die Koffer, Köfferchen und Mustertaschen setzten sich in Bewegung auf mich zu.

Unterdessen hatten sich die Droschkenkollegen, so viele noch nicht abgefahren waren, um uns gesammelt, und die Berliner Originalredensarten, die ich mir vorhin gewünscht, bekam ich nun in ungewünschter Fülle zu hören:

„Aujust, setz' Dir die Brille uf die Ohren, damit daß Du besser hörst," sagte einer.

Ich wollte an mich halten — aber konnte ich mir solche Rohheit gefallen lassen?

„Es ist unpassend," erwiderte ich gemessen, aber eindringlich, „Einem körperliche Gebrechen zum Vorwurf zu machen — wenn meine Kurzsichtigkeit mich nöthigt, eine Brille zu tragen —"

„Aujust, verheddre Dir nich," unterbrach mich ein zweiter, und ein allgemeines Gelächter erstickte meine fernere Rede.

„Aujust sieht mit die Ohren und hört mit die Augen," kreischte einer der nichtsnutzigen Jungen.

Abermaliges Gelächter; der Wuthschweiß brach mir am ganzen Leibe aus.

„Das hier nehmen Sie auf den Bock," herrschte mich jetzt der Handlungsreisende an, und bei diesen Worten schleuderte er mir einen messingbeschlagenen Koffer auf die Füße.

„Nehmen Sie sich doch etwas in Acht," wollte ich ihm eben zurufen, als er bereits ein Paar Gardinenstangen, die in Papier gewickelt und mit Bindfaden zusammengebunden waren, zu mir hinaufreichte.

„Die nehmen Sie auch," kommandirte er weiter; „und halten Sie sie fest, damit sie nicht herunterfallen."

Also ein Tapezierer aus der Provinz! Und von dem eine solche Behandlung!

Trotzdem blieb mir nichts übrig, als dem Befehle dieses Menschen zu gehorchen; ich stellte die Gardinenstangen aufrecht auf den Bock und legte den linken Arm um dieselben.

Jetzt aber brach wieder ein allgemeines Halloh aus.

„Aujust, halt' die Latten fest!" rief der Eine; „Aujust mit die Latten! Latten-Aujust," kreischten, brüllten und pfiffen die bösartigen Buben in gellendem Chor.

„Nach dem grünen Baum in der Klosterstraße!" ertönte die Befehlshaberstimme des Tapezierers; er stieg in die Droschke, deren Thür er klappend schloß.

Ich ergriff die Zügel: der Fliegenschimmel stand, als wenn die ganze Sache ihn nichts anginge.

„Wirst Du wohl! Verfluchtes Biest! Vorwärts!" so knirschte ich mit geschlossenen Zähnen; der verruchte Vierfüßler verharrte in völliger Verstocktheit.

Ich ließ die Peitsche auf ihn niedersausen, „mehr nach

vorn zu," wie Gustav mir gerathen hatte, und richtig, plötzlich erdröhnte die ganze Droschke, von den Hinterhufen des bockenden Husaren in kräftigem Schlage getroffen.

Ein wahres Höllenkonzert von Gejohle und Gebrüll erhob sich ringsumher, ich saß völlig rathlos auf meinem Bock, und jetzt streckte sich auch noch der Kopf meines Handlungsreisenden aus der Droschke.

„Wird es denn nun bald endlich etwas werden? Zum Himmelkreuzdonnerwetter!" orgelte er mich an. „Eine solche Hundefahrerei ist mir ja mein Leben lang noch nicht vorgekommen."

Einer der Droschenkollegen fühlte endlich ein menschliches Rühren, ergriff den bösartigen Husaren vorn am Zügel und brachte ihn in Gang.

In dem von Gustav vorgeschriebenen Tempo „immer zuckel, zuckel" fuhr ich ab, begleitet von dem gellenden „da fährt Latten-Aujust" der nichtswürdigen Buben.

Mein einziger Trost bestand darin, daß der Weg bis zum „grünen Baum" nicht lang war und ich somit Aussicht hatte, meines unangenehmen Fahrgastes bald entledigt zu sein.

An der Thür des Gasthofs stand bereits der Oberkellner, der den angekündigten Gast erwartete.

„Sie kommen ja so spät!" sagte er zu dem Handlungsreisenden, während dieser Koffer und Gardinenstangen herabholte, „wir glaubten schon, der Zug hätte sich verspätet."

„Kein Gedanke," erwiderte der Grobian aus der Provinz, „aber diese Berliner Droschken — es ist ein wahrer Skandal!"

Wie ein Märtyrer saß ich auf meinem Bock, finster entschlossen, diese letzte Beleidigung in Anbetracht der bevorstehenden Erlösung schweigend hinunterzuschlucken.

Wer beschreibt aber meine Gefühle, als der Mensch sich jetzt zu mir wandte und, statt mich zu bezahlen, sagte:

„Warten Sie hier; ich fahre nachher mit Ihnen Touren, es kann ein paar Stunden dauern."

Ich war wie vernichtet. Das also waren die Erfahrungen, die ich über das Gefühlsleben des Droschkenkutschers zu sammeln gedachte, daß ich einen Handlungsreisenden aus der Provinz Posen in Berlin spazieren fahren sollte?

„Darauf kann ich durchaus nicht eingehen!" wollte ich ihm zurufen — aber er war schon in der Thür des Gasthauses verschwunden, und mein Schicksal war besiegelt.

Es verging eine halbe Stunde und noch eine halbe Stunde — ich stand mit meiner Droschke vor dem „grünen Baum" und besah mir die Klosterstraße.

Die stumme Wuth, die mein ganzes Innere verzehrte, war so groß, daß ich mir vorkam wie ein Krebs, den man in kaltem Wasser ans Feuer setzt, um ihn langsam kochen zu lassen.

Nach Ablauf einer Stunde kam mein Gegner wieder aus dem Hause.

Er hatte gefrühstückt, kaute noch mit beiden Backen und zündete sich eine große dicke Cigarre an. Offenbar fühlte er sich äußerst behaglich — und ich!

„Na, Kutscher," sagte er, zu mir herantretend, mit vertraulicher Unverschämtheit, „nun wollen wir mal losfahren."

Er entfaltete ein ellenlanges Papier, auf welchem der Reihe nach die verschiedenen Geschäftshäuser verzeichnet standen, die er mit mir zu besuchen gedachte.

Eine ganze Wagenladung von Musterschachteln und Köfferchen wurde ihm aus dem Gasthause herausgebracht und in der Droschke sowie auf meinem Bock untergebracht.

Dann setzte er den Fuß auf das Trittbrett. „Wenn Sie anständig fahren," rief er mir zu, „sollen Sie ein Trinkgeld bekommen; jetzt mal zunächst nach der Brüderstraße Nr. . . ."

„Ein Trinkgeld?" platzte ich unwillkürlich heraus, „das verb — . . ."

Ich biß mich auf die Lippen — wieder hätte ich mich beinahe verrathen!

Also auch das noch!

Ich unterlasse es, die Stunden, die nun folgten, in ihren Einzelheiten wiederzugeben, diese entsetzlichen Stunden, in denen ich von Straße zu Straße dahin rumpelte, schwitzend vor Wuth, den verstockten Fliegenschimmel mit Peitschenhieben vor mir hertreibend, den Unhold hinter mir unter stillen Flüchen zu allen Teufeln verdammend.

Es genüge, wenn ich sage, daß wir das ganze Weichbild Berlins nach allen Richtungen der Windrose durchstreiften und daß ich Nachmittags um zwei Uhr

meinen Musterreisenden wieder in den „grünen Baum" ablieferte.

Nachmittags um zwei Uhr!

Der ganze Vormittag dahin, und nichts für meinen Roman gewonnen, nichts für die literarische Unsterblichkeit gethan!

Mir traten vor Wuth beinah die Thränen in die Augen.

„Bezahlen Sie den Mann und geben Sie ihm eine Mark Trinkgeld," sagte der Handlungsreisende zu dem herbeieilenden Oberkellner, indem er, einen Streif von Cigarrendampf hinter sich lassend wie ein Drache seinen Schweif, in der Hausthür verschwand.

Ich sah ihm nach.

„Pestbeule!" murmelte ich.

Der Oberkellner trat an mich heran und machte die Rechnung; ich brachte meinem Fuhrherrn ein hübsches Stück Geld ein; aber was hatte ich für mich?

„Trinkgelder nehme ich nicht!" knirschte ich dem Weißkravattirten zu, als mir derselbe die befohlene Mark in die Hand legen wollte.

Er sah mich einen Augenblick blinzelnd an, dann erschien ein geringschätziges Lächeln zwischen seinen beiden Bartkoteletten und mit unnachahmlicher Vornehmheit in der Bewegung ließ er die für mich bestimmt gewesene Mark in seine eigene Westentasche verschwinden.

Ich zog davon.

Der Husar mußte gefüttert werden.

Für allen Aerger, den er mir verursacht hatte, auch noch Futter!

Aber es mußte sein, und am nächsten Droschkenhalteplatze wurde es Gustavs Anweisungen entsprechend besorgt.

Ich selbst war hungrig geworden.

„Kann man hier irgendwo etwas zu essen bekommen?" wandte ich mich höflich an einen Kollegen, der gähnend an der Mauer eines Hauses lehnte.

Er zeigte mit dem Kinn über die Straße.

„Na, Dummkopp," sagte er, „siehst Du denn den Budiker nich?"

„Seien Sie doch nicht so grob," wollte ich in gerechter Entrüstung wieder losbrechen — aber ich hätte mich ja verrathen, und also mußte ich den „Dummkopf" wieder einstecken.

„Frühstückshalle" stand über dem Keller, in den ich hinunterkletterte; im Innern der „Halle" sah es wenig festlich aus.

Auf dem Ladentische stand ein Teller mit einem mit Schlackwurst belegten Butterbrot, außerdem ein leeres Bierseidel; an einem Tische im Vordergrunde saß ein Mann, der bei meinem Eintritt aus dem Schlaf erwachte.

„Kann man vielleicht etwas Warmes bekommen?" fragte ich.

Er überhörte meine Frage, wie etwas anscheinend durchaus Thörichtes.

„Eine Stulle is noch da," sagte er, indem er mir das Schlackwurstbutterbrot ohne Weiteres zuschob. Dann ergriff er das Seidel.

„Mit oder ohne?" fragte er, indem er an den Bierhahn trat.

„Wieso?“ fragte ich schüchtern.

Er sah mich an.

„Mit gespritzt oder ohne?“ fragte er.

„Ach so, mit, wenn ich bitten darf,“ erwiderte ich.

Ich trank mein gespritztes Bier, und an der Stulle würgend, trat ich wieder auf die Straße hinaus.

Die Droschkenkollegen saßen auf ihren Böcken und schliefen, es war keine Möglichkeit, ein Gespräch mit einem von ihnen zu eröffnen, in äußerstem Mißmuth zog ich den Mantel aus, denn es begann warm zu werden, erstieg den Bock meiner Droschke und fuhr davon, um an anderer Stelle mein Glück zu versuchen.

Indem ich langsam über den Schloßplatz dahinzog, kam mir vom rothen Schloß her quer über den Platz eine Gestalt entgegen, bei deren Anblick mein Blut erstarrte — es war mein Freund Otto!

„Wenn Dich der erkennt —“ ich vermochte den Gedanken nicht auszudenken, ich fühlte, wie ich unter dem falschen Barte erröthete und erblaßte.

Krampfhaft wandte ich den Kopf nach der anderen Seite, nach dem Schlosse zu, aber indem ich unwillkürlich zu ihm hinüberschielte, glaubte ich zu bemerken, daß er stehen blieb.

Und so war es in der That — er stand — er winkte, winkte nach mir hin! Grausen erfaßte mich.

„Winke Du Dir die Arme aus,“ dachte ich bei mir und fuhr weiter.

Jetzt hörte ich seine Stimme.

„Heda! Droschke!“ rief er. Ich spielte den Dickfelligen, ich fuhr weiter.

Aber nun kam er mit langen Sätzen über den Platz auf mich zu.

„Na, zum Schwerenoth!“ rief er, „hören Sie denn gar nicht?“

Es gab kein Entrinnen mehr — ich mußte anhalten.

Wie ein Verbrecher, dem das Todesurtheil verkündet wird, ließ ich den Kopf hängen; mit dem linken Augenwinkel aber bemerkte ich, daß mein Freund Otto seinen besten Anzug angelegt und den Sommerpaletot über den Arm genommen hatte; er hatte sich elegant gemacht.

„Kanonierstraße Nr. . . .“ sagte er, indem er leichtfüßig in die Droschke hüpfte.

Unwillkürlich fuhr ich zusammen. Wen suchte er in der Kanonierstraße?

Daß er dort nicht wohnte, war mir bekannt; von unsern Freunden wohnte keiner in dem bezeichneten Hause, das wußte ich auch — hingegen beherbergte das Haus Jemanden, den ich, oder richtiger gesagt, die ich sehr gut kannte, das war Emma, meine Freundin vom Ballet, meine Emma!

Daß Emma treu, treu wie Gold war, wußte ich, Gott sei Dank, das wußte ich, denn sonst — hätte ich wirklich — auf Gedanken kommen können —

Trotzdem erfaßte mich eine unbestimmte Unruhe, und hastig stürmte ich mit meinem Fliegenschimmel dem Ziele in der Kanonierstraße zu.

Aus der Ferne schon verschlang ich das Haus mit den Augen.

Täuschte mich der Argwohn?

Da — zwischen den Nelken dort oben — blickte da nicht Jemand heraus?

Die Räder der Droschke klapperten vor der Thür des Hauses, keine Täuschung mehr, aus Emmas Fenster neigte sich ein lockiger Kopf — sie war es selbst.

Im nämlichen Augenblick riß mein Freund Otto die Thür der Droschke auf, sprang hinaus und warf Kußfinger zu ihr empor.

Dann legte er die Hand an den Mund:

„Ich warte hier unten in der Droschke," rief er zu ihr hinauf, „komm herunter, wir fahren im Thiergarten spazieren."

Ich sank in die Ecke des Bockes zurück.

Das war zu viel!

Der Verruchte!

Mit meiner eigenen treulosen Geliebten sollte ich ihn im Thiergarten spazieren fahren!

Durch die Hornbrille richtete ich einen vernichtenden Blick nach droben; er fand Niemanden mehr, Emma war bereits vom Fenster verschwunden.

Ich überlegte — sollte ich Brille, falschen Bart und Perrücke abreißen und mich den beiden Verräthern zu erkennen geben?

Aber die Lächerlichkeit! die unsterbliche Lächerlichkeit! Mir war, als würde die Kanonierstraße sich vor Lachen auf den Kopf stellen.

„Klappen Sie die Droschke auf," gebot mein Freund Otto, „es ist zum Ersticken in dem Kasten."

Auch das noch!

Aber was war zu thun?

Dem Polizeireglement mußte ich gehorsamen; ich kletterte hinab und fing an, die Kutsche zu öffnen.

Unterdessen that sich die Hausthür auf und Emma schwebte über die Schwelle.

Ich stieß unwillkürlich einen dumpfen Fluch aus.

„Na, Sie bekommen wohl den Kasten nicht auf?" fragte mein Freund Otto, der den Naturlaut meines Ingrimms gehört haben mochte; dann wandte er sich an Emma: „ein furchtbar ungeschickter Kerl," sagte er halblaut, „außerdem scheint er taub zu sein."

In schweigender Wuth arbeitete ich an meiner Droschke weiter.

Mein Freund Otto legte endlich selbst Hand mit an, weil es ihm nicht rasch genug ging, dann half er Emma in den Wagen, während ich, Gift kochend wie ein Molch, den Bock wieder erkletterte.

„Nun fahren Sie uns in den Thiergarten," befahl mein Freund Otto, „die Thiergartenstraße lang, dann nach der Charlottenburger Chaussee und nach Charlottenhof — na, Sie wissen ja —?"

„Sehr wohl!" versetzte ich mit furchtbarem Hohne in der grollenden Stimme.

Unter gräßlichen Gefühlen fuhr ich ab.

Das schändliche Paar hinter meinem Rücken war äußerst vergnügt, und da die Droschke jetzt offen war, konnte ich jedes Wort verstehen, das sie sprachen.

„Du hast also meine Rohrpostkarte erhalten?" fragte der Nichtswürdige.

„Versteht sich," erwiderte die Arge, „ich habe gar

nicht gewußt, daß er verreisen wollte! Ist er denn auch ganz gewiß fort? Ich habe schreckliche Angst."

„Keine Sorge, mein Schatz," versetzte er, „ich bin heute selbst in seiner Wohnung gewesen; ganz früh am Morgen ist er auf und davon gegangen."

Ich schäumte.

Das also hatten die interessirten Blicke und Fragen zu bedeuten gehabt, die ich gestern Abend von ihm erhalten hatte!

Voll Ingrimm peitschte ich auf den Fliegenschimmel ein.

„Hauen Sie doch das Pferd nicht so!" rief mein Freund Otto mir aus der Droschke zu; „wir haben ja gar keine Eile."

Ich stieß ein hysterisches Gelächter in mich hinein; — der Miserable! mit dem Pferde hatte er Mitleid! und mit seinem Freunde — abermals mußte der Fliegenschimmel für meinen Freund Otto büßen.

„Der Kerl ist nicht recht richtig im Kopf," sagte mein Freund Otto laut.

„Sprich doch nicht so laut," bat Emma.

„Ach was," gab er zur Antwort, „ich habe Dir ja gesagt, er ist taub wie eine Nuß; außerdem sieh mal hin, ich glaube wahrhaftig, er trägt falsches Haar!"

Offenbar hatte meine Perrücke sich hinten verschoben; ich hörte, wie sie kicherten und lachten.

Ich überlegte, ob ich nicht einmal mit der Peitsche zu ihnen in die Droschke hineinlangen sollte — aber ich hätte mich ja verrathen. —

Der Wagenlärm in der Leipzigerstraße machte es mir eine Zeit lang unmöglich, zu hören, was zwischen den

Beiden verhandelt wurde; erst als wir in die ruhigere Thiergartenstraße hinausgekommen waren, vermochte ich wieder einige Brocken von ihrer Unterhaltung aufzuschnappen.

Ich bemerkte, daß wieder von mir die Rede war.

„Wie kommst Du denn eigentlich mit ihm aus?“ fragte mein Freund Otto.

„I nu,“ gab Emma zur Antwort, „es ist ja ein guter Mensch.“

Klatsch — hatte der Fliegenschimmel wieder eins weg — denn der Ton, in dem sie das sagte, empörte mich.

„Das ist wahr,“ fuhr mein Freund Otto fort, „aber langweilig, schmählich langweilig.“

Der Elende!

Mit verhaltenem Athem lauschte ich, was sie auf diese Niederträchtigkeit erwidern würde.

Emma kicherte; das sollte also so viel heißen als „es ist wahr“.

Ich fieberte vor Wuth.

„Liest er Dir auch manchmal von seinen Sachen vor?“ forschte mein Freund Otto weiter.

„Schreibt er denn?“ fragte sie zurück.

Die Ungebildete! die Oberflächliche!

Hatte ich nicht bereits zwei Bände lyrische Blumensträuße drucken lassen?

Und sie fragte, ob ich überhaupt schriebe!

„Na ob,“ versetzte mein Freund Otto mit einem infamen Gelächter, „alle Naselang bringt er uns, seinen Freunden, ein Gedicht von drei Ellen Länge bei!“

Emma wollte sich ausschütten vor Lachen.

„Damit hat er mich bis jetzt verschont,“ meinte sie.

„Keine Sorge, mein Kind,“ knirschte ich in den falschen Bart, „keine Sorge, Du sollst nicht mehr in Verlegenheit kommen, Dich mit mir zu langweilen!“

Im Geiste überlegte ich den zermalmenden Abschiedsbrief, den ich der Treulosen am nächsten Tage zu schreiben gedachte.

Nach einer Fahrt, die mir endlos dünkte, waren wir endlich bei dem „Charlottenhof“ genannten Gartenlokale angekommen.

„Kutscher, halten Sie an!“ brüllte mein Freund Otto, der, weil er mich für taub hielt, nur in den angestrengtesten Tonlagen zu mir sprach; dann wandte er sich an Emma.

„Komm, mein Schatz,“ sagte er, „wir wollen ein Glas Bier trinken.“

Er half ihr aus der Droschke.

„Warten Sie hier draußen,“ fuhr er zu mir fort.

An der Pforte des Gartens stand ein Kellner; „bringen Sie dem Kutscher da ein Seidel,“ wandte er sich an diesen, und bevor ich noch Zeit gefunden hatte, Protest einzulegen, war er schon Arm in Arm mit Emma eingetreten.

Ich überlegte, ob ich nicht auf und davonfahren und das verruchte Paar sitzen lassen sollte — leider stand aber ein Schutzmann in der Nähe, der Alles mit angehört hatte.

Meine Flucht würde Aufsehen erregt, ich würde mich verrathen haben, also mußte ich draußen vor der Thür warten, so lange es meinem angenehmen Freunde belieben würde, meine Angebetete zu traktiren!

Und dazu kam noch das Seidel Bier, welches jetzt der Kellner brachte.

Ich durfte kein Aufsehen erregen, — ich mußte das Glas annehmen, von diesem Menschen annehmen, den ich in den tiefsten Schlund der Hölle verwünschte, und dazu noch, um nicht aus der Rolle zu fallen, ein vergnügtes Gesicht erheucheln.

Mit einem Grinsen, welches dem Zucken auf dem Gesicht eines Gehängten gleichen mochte, nahm ich das Seidel in Empfang, und mit einem Gefühle, als tränke ich Schwefelsäure, goß ich das Bier in mich hinunter.

Volle geschlagene anderthalb Stunden lang hielt mein Freund Otto es für angemessen, sich mit meiner Dulcinea in dem Garten zu erlustiren und mich vor der Thür Wache halten zu lassen.

Nach Ablauf dieser Zeit kamen sie heraus, Arm in Arm, kosend, flüsternd, girrend und kichernd, wie ein piepsendes Spatzenpaar, das es sich in einem fremden Neste wohl sein läßt.

Schmachtend hing Emma an seinem Arm, zärtlich blickte Monsieur Otto auf sie nieder, und ich als Zuschauer immer dabei!

Emma mußte nach dem Viktoriatheater, dem Felde ihrer Thätigkeit; ich erhielt den erfreulichen Auftrag, das liebende Paar dahin zu befördern.

In den menschenleeren Baumgängen des Thiergartens senkte sich bereits die Dämmerung; unter dem Schutze derselben wurden meine liebenswürdigen Fahrgäste, wie ich bemerkte, immer zärtlicher und kecker; ich hörte ein

sanftes Gurren, Murren und Schnurren, und endlich einen regelrechten Kuß.

Als wenn ich eins mit der Peitsche abbekommen hätte, so fuhr ich unwillkürlich auf.

Emma schien es bemerkt zu haben. „Ach Gott," sagte sie leise.

Monsieur Otto aber beschwichtigte ihre Besorgniß. „Er ist ja taub," sagte er mit süßem Tone, „er ist ja stocktaub, ich habe es Dir ja gesagt, mein Schätzchen."

Und so rumpelten wir in traulicher Harmonie weiter, und meine Gedanken nahmen einen düster elegischen Gang.

Ich schrieb im Geiste an meinem Nekrolog, und Thränen der Rührung über mein Schicksal traten mir in die Augen.

„Durch die Treulosigkeit eines niedriggesinnten Weibes" — so stand auf der letzten Seite des Nekrologs — „und die Verworfenheit eines Menschen, den er für seinen Freund gehalten hatte, ward dieses große Dichterherz gebrochen, und die herrliche Kraft, die so Unermeßliches für Deutschland versprochen hatte, brach im Beginn ihrer Entfaltung ab."

Die Laternen wurden bereits angezündet, und die Farbe meines Fliegenschimmels begann wieder ins Ungewisse zu spielen, als ich endlich vom Viktoriatheater, wo ich die Verlorene abgesetzt hatte, nach dem Innern der Stadt ablenkte.

Ein Rendezvous für morgen, welches mein Freund Otto in Anbetracht dessen, daß ich noch einige Tage verreist sein würde, mit ihr verabredete, das war das Letzte, was ich vernahm.

Zu den Qualen der Seele gesellte sich nun auch noch ein ganz gemeiner, aber sehr energischer Hunger, denn meine Mittagsmahlzeit, nur aus einem Butterbrot mit Schlackwurst bestehend, war in der That etwas dürftig gewesen.

In unmittelbarer Nähe des Droschkenhalteplatzes, an dem ich mit meinem alten Husaren Stellung nahm, winkte mir eine hellerleuchtete Keller-Restauration.

Die Fenster des Lokals waren verhängt, und dadurch erhielt es ein etwas verdächtiges Aussehen; auch glaubte ich mich zu erinnern, einmal gelesen zu haben, daß der Keller vielfach von Leuten besucht würde, die sich mit Vorliebe in fremde Taschentücher schneuzen — aber was hatte ich noch zu verlieren?

„Nun erst recht!" sagte ich mit dumpf verzweifelter Entschlossenheit zu mir selbst, indem ich die Kellerstufen hinunterkletterte.

Es waren nur wenig Gäste anwesend, als ich eintrat; an einem Tische saßen zwei einfach aussehende Männer, vor jedem der Beiden stand ein Glas Bier.

Mein knurrender Magen ließ mich alle Rücksichten bei Seite setzen — ich bestellte mir ein Beefsteak.

Ein Droschkenkutscher zweiter Klasse, der sich ein Beefsteak bestellte!

Das erregte Aufmerksamkeit; der Kellner sah mich zweifelnd an; das ärgerte mich.

„Und noch zwei Setzeier dazu," gebot ich verdrießlichen Tones.

Jetzt bemerkte ich, wie die beiden harmlos drein-

schauenden Gäste aufmerksam wurden; ich sah, wie sie Blicke wechselten und verstohlen zu mir herüberschauten.

„Es werden doch wohl Taschendiebe sein," sagte ich zu mir, „aber immer zu, mir soll's nicht mehr darauf ankommen."

Ich setzte mich an einen Tisch und ergriff eine beliebige Zeitung, die vor mir lag. In Berlin, W., so las ich, war ein Einbruch verübt worden; der Thäter war noch nicht ergriffen, man vermuthete, daß er sich in Berlin versteckt hielte.

„Wenn er nur seine Haare nicht verliert," hörte ich jetzt einen der beiden Männer halblaut zum anderen sagen.

Sollte sich das etwa auf mich beziehen?

Unwillkürlich faßte ich nach meiner Perrücke — richtig, sie hatte sich verschoben; ich rückte sie zurecht. Wieder bemerkte ich, zur Seite schielend, wie sie sich heimlich anstießen.

Ich fühlte mich beobachtet, ich wurde unsicher, und in meiner Unsicherheit griff ich dummerweise nach dem falschen Barte, um zu prüfen, ob er festsäße.

„Also auch falsch," glaubte ich die flüsternde Stimme des Beobachters wieder zu vernehmen.

Ich wurde immer verlegener, in der Verlegenheit erröthete ich, und indem ich erröthete, trat mir der Schweiß auf die Stirn — es war eine unangenehme Situation.

Aller Appetit war mir vergangen, und ich erwog, ob ich das Beefsteak nicht ungegessen stehen lassen und auf und davon gehen sollte — aber das hätte mich ja

geradezu verdächtig gemacht — ich fing daher an, das zähe Fleisch, so rasch es gehen wollte, hinunterzuwürgen; die Blicke der beiden Widerwärtigen verließen mich nicht einen Augenblick.

Dabei tauschten sie fortwährend leise Bemerkungen aus, und da ich unwillkürlich mit beiden Ohren hinhorchte, verstand ich Einiges von dem, was sie sagten.

„Böttcher-Karl?“ hörte ich den Einen sich fragend an den Andern wenden. Dann einige unverständlich gemurmelte Worte, dann wieder lauter „Husaren-Fritze?“

Messer und Gabel sanken mir vor Schrecken auf den Teller — es waren die Namen von zwei der berüchtigsten Einbrecher, die ich soeben vernommen hatte — war es denkbar, daß man mich mit denen in Verbindung brachte?

Hastig klopfte ich auf den Tisch, um den Kellner zum Bezahlen heranzurufen; es duldete mich nicht mehr in dem abscheulichen Keller, ich wollte fort.

Noch bevor der Kellner jedoch erschienen war, erhoben sich die beiden Aufpasser — ein letzter Blick des Einverständnisses, dann trat der Eine dicht hinter mich, um seinen Ueberzieher von der Wand zu nehmen, an der ich saß.

„Sie erlauben wohl,“ sagte er, und bei diesen Worten ließ er den Zipfel des Ueberziehers in beabsichtigter Ungeschicklichkeit mir über Kopf und Gesicht fahren — die Perrücke machte einen Satz nach vorn, so daß sie mir auf die Stirn rutschte, die rechte Bartseite wackelte hin und her.

„Aber — ich muß doch bitten —“ fuhr ich auf.

„Entschuldigen Sie," sagte er mit einem höhnischen Grinsen, „aber Ihre Haare sitzen ein bischen locker." In wahrhaft tödtlicher Verlegenheit bezahlte ich meine Zeche, stülpte den Hut auf und eilte hinaus.

Im Augenblick, als ich die Kellerthür hinter mir schloß, fühlte ich mich unter beiden Armen ergriffen; die beiden Geheimpolizisten, denn als solche mußte ich sie nun erkennen, standen zu meinen Seiten.

„Na nu, Aujust, aber mal mitgekommen," sagten sie, indem sie mich unglaublich rasch die Kellertreppe hinaufbeförderten.

„Meine Herren," keuchte ich, „es ist — ein Mißverständniß — ich versichere Ihnen —"

Ein gemüthliches Gelächter war die Antwort.

„Na, das versteht sich," hieß es, „aber nu mal nach dem Molkenmarkt."

Ehe ich mich's versah, war ich in meine eigene Droschke gepackt; der eine Polizist setzte sich neben mich, der andere auf den Bock — und fort ging es, dem Molkenmarkt zu. Der Husar, als ahnte er, daß er seinen Feind nach dem Polizeigewahrsam schleppte, griff wie rasend aus.

Die Gefühle, die mein Inneres durchwogten, schildere ich nicht, denn sie lassen sich nicht schildern.

Das war also das Ende meiner Studienreisen! Als Spitzbube verhaftet und eingesteckt!

Ich brach in ein gellendes, konvulsivisch-hysterisches Gelächter aus.

Mein Begleiter, in gänzlicher Verkennung meines

Seelenzustandes, deutete mein Lachen dahin, daß ich den Verrückten spielen wollte.

„Na, Aujust,“ sagte er, „die Witze laß man unterwegs; den wilden Mann spielen is nicht.“

Auch das noch!

Ich, der ich den ganzen Tag hindurch mit der Geduld und Langmuth eines Lammes die größten Beleidigungen und den rohesten Hohn ertragen hatte, ich ein wilder Mann!

„Mein Herr,“ wandte ich mich in dem Tone eines Tragödienhelden im letzten Akte an den Polizisten zu meiner Seite, „wenn je die Verkettung unerhörtester Umstände zu einem himmelschreienden Justizmord geführt hat —“ ich war mit meinem großen Satze noch nicht zum Ende gekommen, als unser Gefährt bereits in den gewölbten Thorweg des Polizeigewahrsams am Molkenmarkte einfuhr.

Ein ganzer Schwarm von Schutzleuten empfing uns auf dem mit Laternen erhellten Hofe, und von ihnen umringt wurde ich in das Innere des Gebäudes, in ein blendend erleuchtetes Zimmer geführt.

Man schritt zur Untersuchung; die Perrücke wurde mir vom Kopfe, der falsche Bart aus dem Gesichte, die Hornbrille von der Nase genommen — bei jedem Stück meiner Vermummung, welches sich von mir ablöste, ertönte ein triumphirendes „Aha!“ meiner Umgebung.

„Meine Herren,“ sagte ich, „meine Herren — ich fühle, wie der Anschein gegen mich spricht — aber —“

„Sie sind still, bis man Sie fragt!“ schnauzte mich der Polizeiwachtmeister an.

Jetzt ging es an die Taschen.

„Was ist denn das? he?" rief ein Schutzmann, der in meine Rocktasche gegriffen hatte, und er hielt mir mein rothseidenes Taschentuch vor die Nase.

„Das ist mein Taschentuch," erwiderte ich.

Ein allgemeines Hohngelächter beantwortete meine Versicherung.

„Gehört das vielleicht auch Ihnen?" fuhr der Schutzmann fort, indem er aus der Tasche meines Beinkleides mein Portemonnaie zu Tage förderte. Ohne Weiteres wurde es geöffnet. Dummerweise hatte ich mehrere Goldstücke hineingesteckt, als ich am Morgen meine Wohnung verließ, jedes derselben verwandelte sich jetzt in einen Ankläger.

„Eins — zwei — drei — vier Zehnmarkstücke," sagte der Schutzmann, indem er das Geld auf den Tisch zählte, „eins — zwei — drei Thaler — vier einzelne Markstücke."

„Wo Sie das Geld her haben, sollen Sie sagen!" ranzte mich der Wachtmeister wieder an.

„Theils aus meinen Tageseinnahmen, theils ist es mein eigenes," erwiderte ich.

Ein Heiterkeitsschauer ging wieder durch die Versammlung.

„Sie scheinen ja famose Geschäfte gemacht zu haben," sagte der Wachtmeister.

„Wem gehören die Schlüssel?" forschte der Untersuchende weiter, indem er meinen Haus- und Stubenschlüssel vor mich auf den Tisch legte.

„Mir!" entgegnete ich mit dumpfem Trotz.

Der Wachtmeister wandte sich an mich; „na, hören Sie mal," sagte er mit drohender Vermahnung, „Ihre Redensarten habe ich nu bald satt — wollen Sie nu mal 'rauskommen mit der Wahrheit?"

Alles, was noch von Kraft und Bewußtsein in mir war, raffte ich zusammen zu einer letzten überwältigenden Anrede an die Polizeiorgane.

„Herr Wachtmeister — meine Herren Schutzleute," fing ich an — „durchdrungen von den Gefühlen der Hochachtung, zu welcher mich Ihre pflichtgetreue Ausübung eines zum Wohle der Gesellschaft bestimmten Berufs nöthigt —"

In dem Augenblick wurde die Thür aufgerissen, ein Schutzmann drang herein, sah mich einen Augenblick von oben bis unten an, dann rief er:

„Die Droschke ist gestohlen! Ich kenne Gustav Muhlke von Nummer 1232 ganz genau — das ist hier ein gänzlich Anderer!"

Eine allgemeine Bewegung war die Folge dieser Offenbarung; man hatte noch immer nicht recht gewußt, was man aus mir machen sollte — jetzt kam man mir auf die Sprünge: ich war ein Spezialist für Droschkendiebstähle!

Ich knickte beinahe zusammen.

„Meine Herren," rief ich beschwörend, „daß die Droschke nicht meine eigene ist, gebe ich ja zu —"

Ein allgemeines „Aha!" begrüßte dies mein erstes Geständniß.

„Ruhe!" kommandirte der Wachtmeister, „er fängt an zu pfeifen."

„Ich — pfeife?“ wollte ich einwenden, als mir einfiel, daß man in der Gaunersprache das Ablegen eines Geständnisses damit bezeichnet.

Also ein geständiger Droschkendieb — ich machte Fortschritte an diesem Tage!

„Nu mal weiter,“ inquirirte der Wachtmeister; „wem gehört die Droschke?“

Ich nannte den Namen des Fuhrherrn.

„Wann haben Sie sie gestohlen, und wo?“

„Gar nicht gestohlen habe ich sie,“ fuhr ich auf.

„Wann Sie die Droschke gestohlen haben?!“ donnerte er mir zu.

„Ich wiederhole, daß ich sie nicht gestohlen habe!“ brüllte ich zurück.

„Dann erklären Sie, wie Sie zu der Droschke kommen.“

„Ich habe sie gemiethet,“ sagte ich.

Die Schutzleute sahen mich mit geringschätzigem Hohne an; „wenn der Kerl wenigstens noch so viel Witz hätte, vernünftige Ausflüchte zu machen,“ schienen ihre verächtlichen Mienen zu sagen.

„Also gemiethet haben Sie sie,“ fuhr der Wachtmeister mit kalter Ironie fort; „ich dachte schon, Sie hätten sie geschenkt bekommen. Zu was denn gemiethet?“

„Um — um Studien zu machen,“ erwiderte ich.

„Studien?“ fragte er grinsend weiter; „was sind Sie denn von Profession?“

„Ich bin Schriftsteller.“

Die Schutzleute stießen sich gegenseitig an; der Wachtmeister sah mich kopfschüttelnd an.

„Das wird ja immer besser," sagte er; „was schreiben Sie denn zum Beispiel?"

„Unter Anderem lyrische Gedichte," entgegnete ich.

Der Wachtmeister stand auf; so etwas schien ihm noch nicht vorgekommen zu sein.

„Na," sagte er, „Schriftsteller pflegen doch einen Namen zu haben — also mal heraus damit, wie heißen Sie?"

Fürchterliche Frage! Ich sah mich für ewig in den Polizeiannalen gebucht; die unsterbliche Blamage war fertig.

Ich schwieg.

„Wie Sie heißen?" rasaunte der Wachtmeister.

„Gründe gewichtigster Art nöthigen mich, diese Frage unbeantwortet zu lassen," entgegnete ich.

Ein allgemeines „Aha" war die verständnißvolle Antwort auf meine Worte. Der Wachtmeister wurde ungehalten.

„Das glaube ich," brüllte er, „daß es dem Patron unangenehm ist, zu sagen, wer er ist! Aber das soll ihm nichts helfen! Bringt mal das Album her," wandte er sich an seine Untergebenen.

„Ich bitte den Fuhrherrn kommen zu lassen," rief ich in heller Verzweiflung, „und Herrn Gustav; sie werden die Richtigkeit meiner Angaben bestätigen."

„Das wird morgen früh geschehen," beschied mich der Wachtmeister, „vorläufig wollen wir mal sehen, ob wir den Patron hier finden."

Er klappte das Buch auf, das man auf den Tisch vor ihm gelegt hatte — es war das Verbrecheralbum.

„Entsetzlich," stöhnte ich, „entsetzlich!"

„Lassen Sie die Redensarten," sagte der rauhe Wachtmeister, „und schneiden Sie keine solchen Gesichter."

Ich mußte ins Licht sehen, und eine volle Stunde wurde meine Physiognomie in dem schauderhaften Buche gesucht. Alle Schutzleute steckten ihre Köpfe über demselben zusammen.

„Das ist er!" ertönte es mehr als einmal, man glaubte mich erkannt zu haben, und mit Schaudern mußte ich mir sagen, daß ich Aehnlichkeit mit diesem oder jenem Spitzbuben haben mußte.

Endlich überzeugte man sich, daß ich wirklich nicht in dem Album verewigt war.

„Wir werden ihn morgen photographiren lassen" — mit diesem angenehmen Bescheide wurde ich abgeführt, um die Nacht im Polizeigewahrsam zuzubringen.

Wie ich diese Nacht durchlebt habe, schildere ich nicht, denn es läßt sich nicht schildern.

Genug — am nächsten Morgen erschien der Fuhrherr und Gustav am Molkenmarkt, und die Blicke, mit denen mich Beide anstarrten, waren eben so viele Beleidigungen.

„Ich hab's mir ja gleich gedacht," sagte der Fuhrherr, indem er eine mehr als deutliche Handbewegung nach seinem Kopfe machte.

„Nach Dalldorf gehört so Einer," fügte Gustavs Brummstimme mißbilligend hinzu.

Immerhin bestätigten sie die Wahrheit meiner Worte; es wurde Abstand davon genommen, mich für das Verbrecheralbum photographiren zu lassen; ich erhielt meine

richtigen Kleidungsstücke zurück, und um die Mittagsstunde war ich wieder in meiner Behausung.

Das Erste, was ich that, war, daß ich mich zu Bett legte und ein achttägiges Gallenfieber durchmachte; dann reiste ich auf vier Wochen von Berlin fort, weil ich ein Gefühl hatte, als ob die Pflastersteine mir Gesichter schnitten und mich auslachten, und weil ich beim Anblick jeglicher Zeitung den Frost bekam.

Und als ich sodann die Summe der Ergebnisse zog, welche dieser meinem Beruf geopferte Tag mir eingebracht hatte, kam ich zu dem angenehmen Resultat, daß ich nie mehr in die Italienische Weinstube gehen konnte, weil ich dort meinen Freund Otto getroffen hätte, mit dem ich selbstredend gebrochen hatte, daß ich nie mehr durch die Kanonierstraße gehen konnte, weil ich dort möglicherweise meiner ungetreuen Emma begegnet wäre, der ich selbstredend den Abschied gegeben hatte, und daß ich meinen berühmten sozialen Roman niemals schreiben würde, weil ich selbstredend einen Abscheu gegen Droschken und Droschkenkutscher zweiter Klasse gefaßt hatte.

In demselben Verlage erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schriften

von

Ernst von Wildenbruch.

	geh. M. Pf.	geb. M. Pf.
Das edle Blut. Erzählung. 6. Aufl.	—	1,—
Vionville. Ein Heldenlied in drei Gesängen. 4. Aufl.	1,—	2,—
Die Söhne der Sibyllen und der Nornen	2,—	3,—
Sedan. Ein Heldenlied in drei Gesängen. 2. Aufl.	2,—	3,—
Der Astronom. Erzählung. 6. Aufl.	2,—	3,—
Francesca von Rimini. Erzählung. Mit einer Zeichnung von Hoffmann-Zeitz	2,—	3,—
Kinderthränen. 2 Erzählungen, enthaltend: **Der Letzte.** — **Die Landpartie.** 8. Aufl.	2,—	3,—
Der Meister von Tanagra. Novelle. 8. Aufl.	2,—	3,—
Neue Novellen, enthaltend: **Das Riechbüchschen.** — **Die Danaide.** — **Die heilige Frau.** 7. Aufl.	3,—	4,—
Novellen, enthaltend: **Francesca von Rimini.** — **Vor den Schranken.** — **Brunhild.** 7. Aufl.	4,—	5,—
Eifernde Liebe. Roman. 6. Aufl.	4,—	5,—
Lieder und Balladen. Combinirte Ausgabe der vergriffenen: „Lieder und Gesänge" und „Dichtungen und Balladen". Enthält u. A. das berühmte „Hexenlied". 6. vermehrte Aufl.	4,—	5,—



In demselben Verlage erschienen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dramatische Werke

von

Ernst von Wildenbruch.

	geh. M. Pf.	geb. M. Pf.
Meister Balzer. Schauspiel	2,—	3,—
Der Fürst von Verona. Trauerspiel.	2,—	3,—
Das neue Gebot. Schauspiel. 6. Aufl.	2,—	3,—
Der Generalfeldoberst. Trauerspiel. 4. Aufl.	2,—	3,—
Harold. Trauerspiel. 6. Aufl.	2,—	3,—
Die Haubenlerche. Schauspiel. 2. Aufl.	2,—	3,—
Der neue Herr. Schauspiel. 4. Aufl.	2,—	3,—
Die Herrin ihrer Hand. Schauspiel	2,—	3,—
Die Karolinger. Trauerspiel. 6. Aufl.	2,—	3,—
Das heilige Lachen. Märchenschwank. 2. Aufl.	2,—	3,—
Christoph Marlow. Trauerspiel	2,—	3,—
Der Menonit. Trauerspiel. 5. Aufl.	2,—	3,—
Opfer um Opfer. Schauspiel	2,—	3,—
Die Quitzows. Schauspiel. 13. Aufl.	2,—	3,—
Väter und Söhne. Schauspiel. 3. Aufl.	2,—	3,—



